pro
Christliches Medienmagazin
2 | 2016
www.pro-medienmagazin.de

Hallo, Supermensch

Auf dem Weg zum Designerbaby

Lena Bröder

Miss Germany hat im Glauben ihr Fundament

Kai Diekmann

Bild-Chef will provozieren und christliche Werte hochhalten

Veronika Schmidt

Sexologin spricht über Gottes Geschenk an Paare

Liebe Leserin, lieber Leser!

Wissen Sie was? Sie sind einmalig. Und wunderbar! In Ihnen zeigt der Schöpfer etwas von seiner Herrlichkeit. Ganz am Anfang der Bibel lesen wir: „Gott schuf den Menschen zu seinem Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn“ (1. Mose 1,27). Das ist eine so wertvolle Aussage, dass der Autor sie gleich zweimal hintereinander notiert hat. Weil Gott Sie und mich gemacht hat, haben wir eine Würde, die uns sonst niemand geben kann.

Immer wieder versuchten Menschen, in die Schöpfung einzugreifen, das Leben zu verlängern, den Körper zu optimieren, seine Fähigkeiten zu steigern. Die moderne Gentechnik macht es sogar möglich, Eigenschaften im Erbgut gezielt zu verändern, Gene ein- und auszuknipsen. Anfang des Jahres hat dies eine britische Behörde zu Forschungszwecken auch bei menschlichen Embryonen erlaubt. Solche Veränderungen können helfen, Krankheiten zu bekämpfen – allerdings mit zum Teil unbekannten Nebeneffekten. Nutzen und Missbrauch liegen nah beieinander. Stellen wir zukünftig die Eigenschaften unserer Babys nach Wunsch selbst zusammen?

Nicht alles, was möglich ist, ist auch ethisch vertretbar. Es ist wichtig, dass Politiker und Forscher hier eindeutige Grenzen festlegen. Nicht zuletzt, um die gottgegebene Würde des Menschen zu schützen. In dieser Ausgabe des Christlichen Medienmagazins pro möchten wir Ihnen zeigen, wohin die Wissenschaft steuert – und wie das aus christlich-ethischer Sicht zu bewerten ist. Eins steht fest: Bei allen Manipulationen am Erbgut – Gott bleibt der Schöpfer. Das sagt der katholische Moraltheologe Eberhard Schockenhoff im pro-Interview (Seite 12).

Ethische Prinzipien auf einer anderen Ebene stehen auch immer wieder bei der Bild-Zeitung infrage. Das einflussreichste deutsche Boulevardmedium hat etliche Rügen vom Presserat kassiert. pro hat den langjährigen Bild-Chef Kai Diekmann (Seite 44) in Berlin besucht und nachgefragt: Welche Werte sind ihm wichtig?

Während manche Medien Sexualität nicht nur in den Augen vieler Christen zu offen thematisieren und zuweilen geradezu zur Schau stellen, ist sie in christlichen Gemeinden eher ein Tabuthema. Die Sexualtherapeutin Veronika Schmidt ermutigt Christen dazu, offener damit umzugehen (Seite 22): „Denn Sex ist etwas, was Gott geschaffen hat, um Paaren Freude zu bereiten.“ – Ganz abgesehen davon, dass Sex auch am Ursprung des Lebens eines wunderbaren Menschen steht.

Ich wünsche Ihnen eine Gewinn bringende Lektüre.

Ihr Christoph Irion

Inhalt 2
Meldungen 4
Leserbriefe 33
Kolumne: prost! 43

TITELTHEMA

Schnippschnapp am Erbgut
Mit neuen Methoden sind Veränderungen an den Genen noch einfacher möglich 6

„Das ist im Ansatz etwas Totalitäres“
Der Moraltheologe Eberhard Schockenhoff über Genmanipulation und Menschenwürde 12

MEDIEN

Der Zauberlehrling
Bild-Chef Kai Diekmann findet christliche Werte wichtig 14

Er hat sie alle gehabt
Günther Klempnauer befragt Promis zum Glauben 16

pro KOMPAKT

Bleiben Sie jede Woche auf dem Laufenden! Unser pdf-Magazin proKOMPAKT liefert Ihnen jeden Donnerstag die Themen der Woche auf Ihren Bildschirm.
Durch die ansprechend gestalteten Seiten erhalten Sie schnell einen Überblick. Links zu verschiedenen Internetseiten bieten Ihnen weitergehende Informationen.
Bestellen Sie proKOMPAKT kostenlos!
www.proKOMPAKT.de | Telefon (06441) 915 151

Günther Klempnauer führt seelsorgerliche Interviews

Kirchenfrau mit Medienwirkung
Die Professorin für Christliche Publizistik 20
Der das Heft in die Hand nahm
Daniel Höly macht ein Magazin für junge Leute mit Werten 22
Geh aus, mein Herz ...
Als Journalist nah an der Schöpfung 24

GESELLSCHAFT

Deutschland schafft sich nicht ab
Es gibt bessere Perspektiven als den Untergang 25
Zu Gast beim Nachbarn
Wie syrische Flüchtlinge im Libanon leben 26
Traumpartner gesucht
Zusammen sind Mann und Frau weniger allein 30
„Christen müssen die Angst vor dem Thema Sex verlieren“
... meint Sexologin Veronika Schmidt im Interview 34
Die Handwerkerin
Politiker-Gattin Regina Heinrich baut am Haus 38
Das Eichhörnchen darf auch grün sein
Wir testen ein Ausmalbuch für Erwachsene 40
Wenn Muttersein nicht glücklich macht
Von Frauen, die bereuen, Mutter geworden zu sein 44

KULTUR

Musik, Bücher und mehr
Neuerscheinungen kurz rezensiert 46

IMPRESSUM

christlicher medienverbund kep

Herausgeber Christlicher Medienverbund KEP e.V.
Postfach 1869 | 35528 Wetzlar
Telefon (0 64 41) 9 15 151 | Telefax (0 64 41) 9 15 157
Vorsitzende Margarete Hühnerbein | Geschäftsführer Christoph Irion
Redaktion Moritz Breckner (CvD), Nicolai Franz, Daniel Frick, Elisabeth Hausen, Anne Klotz, Michael Müller, Norbert Schäfer, Martina Schubert, Jörn Schumacher, Jonathan Steinert (Planer dieser Ausgabe), Dr. Johannes Weil, Swanhild Zacharias
E-Mail info@pro-medienmagazin.de | kompakt@pro-medienmagazin.de

Lesertelefon (0 64 41) 9 15 171 | Adressverwaltung (0 64 41) 9 15 152
Anzeigen Telefon (0 64 41) 9 15 167 | anzeigen@pro-medienmagazin.de
Internet www.pro-medienmagazin.de
Satz/Layout Christlicher Medienverbund KEP
Druck Dierichs Druck+Media GmbH & Co KG, Kassel
Bankverbindung Volksbank Mittelhessen eG | Kto.-Nr. 40983201, BLZ 513900 00 | IBAN DE73 5139 0000 0040 9832 01, BIC VBMHDE5F
Beilage Israelnetz Magazin (16 Seiten)
Titelfoto lightstock, Mrs Fields

Luther-Schriften gehören in das „Gedächtnis der Menschheit“

Die Schriften von Martin Luther gehören seit dem 17. März zum UNESCO-Dokumentenerbe. Zu den 14 frühen Schriften zählen unter anderen ein Handexemplar der hebräischen Bibelausgabe und ein Plakatdruck der 95 Ablassthesen, aber auch ein Teil seiner Briefe. Das Leibniz-Institut für Europäische Geschichte in Mainz würdigte die Schriften als wichtigen religiösen und kirchlichen Impuls. Ausgehend von der Frage nach der Beziehung des Menschen zu Gott hätten sie einen tiefgreifenden Transformationsprozess in Gang gesetzt, „der Religion, Politik, Gesellschaft und Kultur veränderte, nicht zuletzt durch neue Formen medialer Verbreitung“. Die frühen Schriften Luthers stünden für die verschiedenen Facetten der von ihm ausgehenden Reformation. Durch ihre Überzeugungskraft habe sich aus einem zunächst religiös-kirchlichen Impuls eine gesellschaftliche Erneuerungsbewegung mit grenzüberschreitendem Charakter entwickelt. Das UNESCO-Register „Memory of the World“ gibt es seit 1992. Es sichert herausragende Dokumente aus der Geschichte. Neben Handschriften sind dies Partituren sowie Bild-, Ton- und Filmdokumente, zu denen auch die Göttinger Gutenberg-Bibel gehört. | **JOHANNES WEIL**

Foto: Briefsammlung Biblioteca Apostolica Vaticana, Wikipedia

Originalschriften von Martin Luther – symbolisch dafür hier ein handschriftlicher Brief – sind seit Mitte März Bestandteil des UNESCO-Dokumentenerbes

prozent

weniger Schwangerschaftsabbrüche hat es im Jahr 2015 im Vergleich zum Vorjahr gegeben. Das vermeldete das Statistische Bundesamt. Im vergangenen Jahr wurden 99.237 ungeborene Kinder abgetrieben, heißt es in der Studie. In den vergangenen zehn Jahren ist die absolute Zahl der Abtreibungen von mehr als 124.000 stetig zurückgegangen. Knapp Dreiviertel der Frauen, die ihr Kind 2015 abtreiben ließen, waren zwischen 18 und 34 Jahren alt. Der Anteil der minderjährigen Frauen lag bei drei Prozent. Vier von hundert Schwangerschaften wurden aus kriminologischen oder medizinischen Gründen abgebrochen. Paula von Ketteler, Sprecherin des Projektes „1000plus“ zur Schwangerschafts- und Konfliktberatung, warnt davor, diese Werte isoliert zu betrachten. Sie müssten im Zusammenhang mit Schwangerschaften, Geburten und Fehlgeburten gesehen werden. „Es ist und bleibt eine unvorstellbar große, traurige Zahl von Frauen, die in ihrer verzweifelten Situation keinen anderen Ausweg gesehen haben als eine Abtreibung“, sagte sie gegenüber pro. Allein im vergangenen Jahr hatte die Organisation über 2.400 Beratungsfälle. In den Beratungen werde deutlich, dass die meisten Frauen eine positive Lösung der Probleme einem Schwangerschaftsabbruch vorzögen. „Denn nicht das Kind ist die Ursache des Schwangerschaftskonfliktes, sondern in der Regel ein Problem in der Partnerschaft, der ‚falsche Zeitpunkt‘ oder schlichtweg Überforderung.“ | **JONATHAN STEINERT**

Drei Fragen an Martin Lessenthin

Foto: IGFM

Martin Lessenthin, Sprecher der Internationalen Gesellschaft für Menschenrechte, empfiehlt, Minderheiten unter Flüchtlingen gemeinsam unterzubringen

Immer wieder werden Christen und andere Minderheiten in deutschen Flüchtlingsheimen bedroht. pro hat darüber mit Martin Lessenthin, Sprecher der Internationalen Gesellschaft für Menschenrechte (IGFM), gesprochen.

pro: Nimmt die IGFM Übergriffe von Muslimen auf religiöse Minderheiten in deutschen Flüchtlingsheimen wahr?

Martin Lessenthin: Ja, wir hören von relativ vielen Einzelfällen dieser Art. Konvertiten sind dabei eher betroffen, sie zeigen ihren Glauben sehr gerne offen, weil sie missionieren wollen. Assyrische oder koptische Christen, die aufgrund ihres Glaubens aus ihrer Heimat geflohen sind, versuchen in Flüchtlingsheimen unter Muslimen eher, als Christen nicht aufzufallen, um keine Probleme zu riskieren. Aber auch Jesiden sowie Angehörige sexueller Minderheiten sind oft starkem Druck ausgesetzt. Allerdings tragen auch die Lebens- und Wohnsituation in den Unterkünften oder persönliche Animositäten zu Spannungen und Tätlichkeiten bei.

Welche Rolle spielen die Wachdienste?

Es gibt Fälle, in denen muslimische Wachmänner konvertierte Christen verprügelt haben. Als IGFM kritisieren wir, wenn die Sicherheitsdienste in Flüchtlingsheimen nicht ausreichend für diese Aufgabe qualifiziert sind, sich nicht neutral verhalten oder sich sogar auf eine Seite schlagen. Wer sich nicht religiös neutral verhält, kann dort nicht eingesetzt werden.

Empfehlen Sie, Flüchtlinge nach Religion getrennt unterzubringen?

Wo immer dies finanziell und organisatorisch möglich ist, sollten Angehörige von Minderheiten, die sich auch als solche zu erkennen geben, gemeinsam untergebracht werden. Es ist zum Beispiel kein Problem, wenn Christen und Jesiden auf einem Flur, in einem Gebäudeteil oder sogar in einem Haus gemeinsam leben, denn sie werden keine großen religionsbedingten Konflikte miteinander haben. Flüchtlinge, die straffällig geworden sind oder Straftaten ankündigen, sollten getrennt von anderen Flüchtlingen untergebracht werden.

Vielen Dank für das Gespräch. | DIE FRAGEN STELLTE JONATHAN STEINERT

Foto: Twitter/@F3o4low3TheHaQ

Durch neue Medien wie Twitter verfügen Islamisten über eine große Reichweite, gerade Jugendliche nutzen solche sozialen Netzwerke

Christliches Elternhaus schützt vor Salafismus nicht

Stabile Familienverhältnisse oder ein christlicher Hintergrund schützen Jugendliche nicht davor, in die islamistische Szene abzurutschen. „Zu glauben, dass das Kind, wenn es aus einem christlichen Elternhaus kommt, geschützt ist vor dieser extremistischen Szene, ist ein Irrtum“, sagte Thomas Mücke, Geschäftsführer der Organisation Violence Prevention Network, gegenüber pro. „Die deutschen Jugendlichen, die [zum Salafismus] konvertieren, kommen auch aus christlichen Elternhäusern.“ Dies könne auch als Protestreaktion gesehen werden. Mücke appellierte bei einem Expertengespräch im Bundestag an die christlichen Kirchen, den Eltern Hilfsangebote zu schaffen. Bislang unterhalten die Kirchen keine Anlaufstellen, an denen sich Eltern Rat gegen die Radikalisierung ihrer Kinder und Hilfe holen können. Wie Patrick Frankenberger vom Portal Jugendschutz.net sagte, übernähmen das Internet und soziale Medien eine zunehmend größere Rolle bei der Radikalisierung junger Menschen. Die radikalen Kräfte arbeiteten gezielt mit diesen Medien. So seien Videoclips der Terrororganisation Islamischer Staat (IS) oftmals stark auf die Sehgewohnheiten von Jugendlichen ausgerichtet, erinnerten teilweise an Hollywoodproduktionen und erreichten auf diesem Wege die Jugendlichen. | NORBERT SCHÄFER

Schnippschnapp am Erbgut

Genforschern in Großbritannien ist es erstmals erlaubt, menschliches Erbgut zu Forschungszwecken zu verändern. Sie erhoffen sich Erkenntnisse über die Ursachen von Fehlgeburt und Unfruchtbarkeit. Wie nah sind wir am Designerbaby? | VON DANIEL FRICK

Grundlage des Lebens: Die DNA bestimmt die Merkmale eines Organismus

Foto: thinkstock/Photodisc

Wie umständlich war es früher doch, Texte an der Schreibmaschine zu tippen. Falsch gesetzte Satzzeichen ließen sich nur umständlich korrigieren. Wer kein Tipp-Ex zur Hand hatte, war aufgeschmissen. Wer einen Absatz einschieben wollte, musste die Seite neu schreiben. Wer umformulieren wollte, überlegte sich das zweimal. Und dann kam mit dem Computer der Umbruch: Textpassagen ließen sich nun mithilfe entsprechender Programme mühelos herausschneiden, einfügen, ändern, neu aufsetzen, ohne dass davon eine Spur zurückblieb.

Einen ähnlichen Sprung haben Genforscher im Jahr 2012 hingelegt: Im August jenes Jahres veröffentlichten die Biochemikerinnen Emmanuelle Charpentier aus Frankreich und Jennifer Doudna aus den USA den ersten Fachartikel zu einer neuen Methode, um Gene zu verändern. So umständlich der Name CRISPR/Cas9 klingt, so einfach ist das Verfahren: Beliebige Genabschnitte lassen sich mithilfe des Enzyms Cas9 ebenso mühelos wie gezielt ausschneiden und ersetzen. Forscher haben mit CRISPR/Cas9 eine Genschere in die Hand bekommen; für sie ist nun die Bastelstunde angebrochen.

Da die Methode im Vergleich zu anderen auch noch kostengünstig ist, schwärmten Forscher schon bald von den neuen Möglichkeiten: Nieren von Schweinen würden sich so verändern lassen, dass sie als Transplantat für Menschen dienen; ein kleiner Eingriff, und Mikroben würden schon bald Heißhunger auf unseren Plastikmüll bekommen; Bienen ließe sich ein Hygiene-Tick verpassen, sodass sie ihren Bienenstock pingelig sauber halten; Viren wie Zika ließe sich der Garaus machen, indem man ihre ansteckenden DNA-Abschnitte herausschneidet; das gleiche wäre mit der DNA eines HI-Virus möglich, um Aids-Patienten zu heilen; Nahrungspflanzen würden sich robuster machen lassen, ohne dass sich anschließend auch nur eine Spur des Vorgangs nachweisen ließe. Und nicht zuletzt sprechen die Forscher auch von der Möglichkeit eines „Designer-Babys“ mit gewählter Augenfarbe oder Intelligenz.

Besonders die Möglichkeiten eines solchen Menschen nach Maß scheinen mit dem 1. Februar dieses Jahres noch einmal viel größer geworden zu sein. An jenem Tag erteilte die britische Behörde für menschliche Befruchtung und Embryologie (HFEA) als erste Staatsbehörde überhaupt eine Erlaubnis, in der viele einen Tabubruch sehen: Genforscher dürfen mithilfe von CRISPR/Cas9 Genversuche an menschlichen Embryonen vornehmen und das Erbgut gezielt verändern. Den Antrag darauf hatten die Londoner Entwicklungsbiologin Kathy Niakan und ihre Kollegen vom Francis Crick Institute gestellt, der größten Forschungseinrichtung für Biomedizin in Europa. Das Ziel sei es, „die Gene zu verstehen, die Embryos für eine erfolgreiche Entwicklung benötigen“, erklärte das Forscherteam. Die Wissenschaftler versprechen sich davon Erkenntnisse über Unfruchtbarkeit und Fehlgeburten, um so etwas in Zukunft zu verhindern. Die Ethikkommission des Instituts muss dem noch zustimmen.

So hehr das Ziel auch sein mag, das Unbehagen ist dennoch groß: Kommt die Forschung nicht in Teufels Küche, wenn sie Veränderungen am menschlichen Erbgut vornimmt? Sind die Folgen eines solchen Eingriffes absehbar? Lässt sich der Forscherdrang, wenn nicht stoppen, dann wenigstens eindämmen? Oder ist das überhaupt nicht notwendig? Heute mag es noch um Krankheiten gehen, aber ist der Designermensch bald Wirklichkeit? Und bedeutet das einen Pfusch an Gottes Schöpfung?

DNS oder DNA

Abkürzung für Desoxyribonukleinsäure (im Englischen: „Acid“, daher DNA statt DNS). Die DNA ist ein langkettiges Molekül, das aus vier verschiedenen Bausteinen aufgebaut ist. Sie enthält die vier Basen Adenin, Thymin, Guanin und Cytosin, oft abgekürzt mit A, T, G und C. Das sind die vier „Buchstaben“, mit denen der komplette genetische Code eines Lebewesens programmiert ist. In allen Lebewesen sind sie in den Zellen enthalten und bestimmen den Aufbau eines Organismus. Die DNA ist als doppelte Spirale geformt, damit sie möglichst wenig Platz verbraucht.

Gen und Genom

Als Gen wird ein Abschnitt auf der DNA bezeichnet, der die Grundinformationen zur Herstellung einer RNA enthält (auch „Erbgut“ genannt). Diese wiederum enthält Informationen für den Bau der Proteine (Eiweiße). Die gesamte Erbinformation einer Zelle wird Genom genannt. Allerdings ist nur ein Teil der DNA tatsächlich für die Bau-Informationen da. Die übrigen Teile der DNA werden als nichtcodierende DNA bezeichnet, die andere Funktionen in der Genregulation hat. Auch wenn der Unternehmer Craig Venter und die Wissenschaftler vom „Human Genome Project“ 2001 bekannt gaben, das menschliche Genom vollständig aufgeschrieben zu haben (also die Abfolge der Buchstaben A, T, G und C), heißt das nicht, dass man bereits die vollständige Codierung des Textes entschlüsselt, also die Funktionen der einzelnen Abschnitte erkannt hätte.

Gentechnik

In der Gentechnik versuchen Wissenschaftler dank ihrer Kenntnisse über die Genetik Veränderungen im Erbgut eines Organismus durchzuführen. Ziele der Technik sind etwa die Veränderung von Kulturpflanzen, die Herstellung von Medikamenten oder das Erkennen und Behandeln von Krankheiten, die genetisch bedingt sind. Es werden etwa Pflanzen angebaut, die aufgrund von gentechnischen Veränderungen unempfindlich gegenüber Pflanzenschutzmitteln oder giftig für bestimmte Insekten sind. Etliche biologische und pharmazeutische Produkte (zum Beispiel Vitamine, Insulin) werden mit Hilfe gentechnisch veränderter Bakterien hergestellt.

Von der Natur abgeschaut: Die CRISPR/Cas9-Methode

1. Wenn ein Virus ein Bakterium angreift, prägt dieses sich den Virus ein, um eine Immunität dagegen zu entwickeln. Es schneidet dafür ein Stück aus der Viren-DNA heraus und baut es an einer bestimmten Stelle des eigenen Erbguts ein.

2. Dieser Abschnitt, im Bild orangefarben dargestellt, heißt CRISPR-Abschnitt (siehe Infokasten S. 9). Die Zelle des Bakteriums übersetzt diesen Abschnitt dann in eine RNA-Sequenz. Diese enthält Informationen vom Erbgut des Virus und des Bakteriums.

3. Dieses RNA-Molekül und ein weiteres Molekül binden an das Enzym Cas9, das den DNA-Strang des Virus mithilfe des RNA-Moleküls erkennt und zerschneidet. Damit wird das Virus unschädlich gemacht.

4. Diese natürliche Schere machen sich die Forscher nun zunutze. Sie programmieren die RNA gezielt als Schere für beliebige andere Gene in beliebigen Zellen. Durch den Schnitt können die Forscher das Gen ausschalten oder an dessen Stelle ein neues DNA-Stück einsetzen.

Fotos: Max-Planck-Gesellschaft

Mit Risiken und Nebenwirkungen

Eines steht fest: Skrupel haben die Forscher selbst, wenn auch mit unterschiedlichen Ausprägungen und Beweggründen. Die Londoner haben ihren Antrag mit selbst auferlegten Beschränkungen verbunden: Sie setzen sich den zeitlichen Rahmen, nur innerhalb der ersten sieben Tage der Embryo-Entwicklung mit deren Genen zu experimentieren. Die Embryonen erhalten sie nur mit Einverständnis von Patienten, die eine künstliche Befruchtung vornehmen; denn dabei werden meist mehrere Eizellen befruchtet, um die Wahrscheinlichkeit einer Schwangerschaft zu erhöhen. Dabei entsteht „Überschuss“, der dann für Forschungszwecke zur Verfügung steht. Auch geht es den Forschern zunächst einmal um Erkenntnis in der Sache, nicht um Behandlungen. Ein genveränderter Embryo darf keiner Frau eingesetzt werden; ein genveränderter Mensch ist demnach nach wie vor tabu.

Mit den Einschränkungen, die sich die Briten gegeben haben, hatten sie sicher auch die Ergebnisse chinesischer Forscher der Sun-Yat-sen-Universität in der chinesischen Provinz Guangdong im Blick. Mit Erlaubnis des Ethikausschusses der Universität haben diese Genveränderungen an Embryonen vorgenommen, um einer Blutkrankheit auf die Schliche zu kommen. Die Experimente, die im April 2014 bekannt wurden, zogen aber unbeabsichtigte Veränderungen am Erbgut nach sich – die CRISPR/Cas9-Methode arbeitet noch zu ungenau.

Die Untersuchungen der Chinesen waren dann auch Anlass für 18 Genforscher, zumeist aus den USA, ein internationales Moratorium zu fordern, also eine Denkpause, bevor Genmanipulationen am Erbgut des Menschen Anwendung finden. Zu groß sei derzeit die Unkenntnis über die Auswirkungen der CRISPR/Cas9-Methode, schrieben sie Anfang April 2014 in der amerikanischen Wissenschaftszeitschrift Science. Aus diesem Grund müsse zunächst weiter geforscht werden, um mehr Erkenntnisse über Folgen und Risiken zu erhalten. Zugleich sprechen sich die Forscher, zu denen mit Doudna auch eine der Erfinderinnen der CRISPR/Cas9-Methode gehört, für eine breit angelegte gesellschaftliche Diskussion über die ethischen und juristischen Aspekte der Veränderung am Erbgut aus.

Sorge ums Geschäft

Wenige Tage vor diesem Appell erschien in der britischen Wissenschaftszeitschrift Nature ein ähnlicher Einwurf von fünf US-amerikanischen Forschern, der weiter geht als der Aufruf in Science: Anders als ihre Kollegen fordern diese fünf einen völligen Forschungsstopp, wenn es um die Veränderung am menschlichen Erbgut geht. „Solch eine Forschung könnte missbraucht werden für nicht-therapeutische Veränderungen“, warnen sie. Im Zusammenhang mit den „unvorhersehbaren Folgen“ sei die Forschung „gefährlich und ethisch nicht vertretbar“.

Bei dieser weitergehenden Forderung mögen auch wirtschaftliche Aspekte im Blick sein. Die Verfasser des Nature-Aufrufs vertreten mit der Allianz für Regenerative Medizin eine Organisation, die auch für Medizin-Unternehmen spricht – Firmen also, die sich von der CRISPR/Cas9-Methode Profit versprechen, indem sie Gentherapien entwickeln und anbieten. Stärker als ihre Kollegen betonen die fünf Forscher in Nature die Sorge, dass sich die öffentliche Meinung gegen Genmanipulation überhaupt wendet – wie Manipulation an Körperzellen zum

Zweck der Therapie, bei der die Veränderungen gar nicht vererbt werden.

Der Wettbewerb um die wirtschaftliche Anwendung der CRISPR/Cas9-Methode ist tatsächlich längst entbrannt. Die Erfinderinnen Charpentier und Doudna haben bereits Unternehmen gegründet, um CRISPR/Cas9 zu vermarkten. Das Magazin Wirtschaftswoche spricht in diesem Zusammenhang von einem „Verteilungskampf“. Ende vergangenen Jahres hat etwa das von Charpentier gegründete Unternehmen Crispr Therapeutics ein Forschungsabkommen im Bereich Gentherapie mit dem deutschen Pharmakonzern Bayer abgeschlossen. Bayer investiert dafür umgerechnet rund 300 Millionen Euro. Und Lebensmittelunternehmen, die CRISPR/Cas9 an Nahrungspflanzen anwenden wollen, warten derzeit eine Entscheidung der EU-Kommission ab, die festlegt, ob entsprechende Pflanzen überhaupt als „genmanipuliert“ zu kennzeichnen sind.

Foto: Andreas Stein fotograf@uni-bonn.de

Der Humangenetiker Peter Propping plädiert dafür, Genforschung an Embryonen in Deutschland zuzulassen

Forschung für den Menschen

Der Verlauf der Debatte innerhalb der Forschergemeinschaft zeigt, dass sowohl wissenschaftliche und wirtschaftliche Faktoren wie auch gesellschaftliche – vor allem die Sorge um den Ruf der Forschung – die ethische Debatte prägen. Dabei geht es letztlich auch darum, unnötigen Ängsten zu begegnen, erklärt Peter Propping. Der Bonner Humangenetiker hat für die Nationale Akademie der Wissenschaften Leopoldina, die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) und andere Wissenschaftsorganisationen eine Stellungnahme zur CRISPR/Cas9-Methode mitverfasst. „Ein Moratorium hat das Ziel, zu verhindern, dass eine aussichtsreiche neue wissenschaftliche Entwicklung nicht von vornherein unkritisch und in Bausch und Bogen verboten wird“, sagt er. „Man möchte sich die Möglichkeit, dazuzulernen, nicht verbauen.“

Ein weiterer Faktor, nämlich Forschung schlicht um das Wohl des Menschen willen, spielt bei der Debatte auch eine wesentliche Rolle. Das betont die Tübinger Theologin Elisabeth Gräb-Schmidt, die wie Propping das Gutachten für die DFG mitverfasst hat. „In persönlichen Begegnungen mit Forschern habe ich nur verantwortungsbewusste, höchst aufmerksame und sensibel aufeinander hörende Personen kennengelernt, die mit Enthusiasmus ihre Forschung in den Dienst des Menschen stellen.“

In dem Gutachten unterstützt sie zusammen mit anderen Naturwissenschaftlern und Juristen den Aufruf zum Moratorium. „Dies soll dazu dienen, offene Fragen transparent und kritisch zu diskutieren, den Nutzen, aber auch potenzielle Risiken der Methode beurteilen zu können.“ Zugleich plädieren die Gutachter aber auch für weitere Forschungen an CRISPR/Cas9. Denn an Genmanipulation zu forschen, bedeute noch lange keine prak-

RNA

Die Gene in der DNA enthalten die Information für die Herstellung der RNA (im Deutschen auch RNS). Eine wichtige Aufgabe der RNA ist die Übertragung der genetischen Information zur Herstellung von Proteinen (sie wird dann mRNA genannt, für „messenger RNA“, zu Deutsch: Boten-RNA), die wiederum für das Funktionieren des Körpers zuständig sind.

Keimbahn

Keimbahn nennt man bei Tieren und Menschen die Abfolge von Zelle aus der befruchteten Eizelle bis zur Bildung von Keimdrüsen, die wiederum Keimzellen hervorbringen. Die von der Keimbahn abzweigenden Zelllinien bilden den Körper. Durch die Keimbahn werden die individuellen Eigenschaften des Lebewesens weitergegeben. Die DNA der somatischen Zellen (Körperzellen) wird nicht an Nachfahren weitergegeben. Dies ist nur bei Keimzellen der Fall. Die genetische Veränderung der somatischen Zellen wird seit Längerem betrieben. Die Veränderung von Keimzellen ist ein Novum und in vielen Ländern verboten.

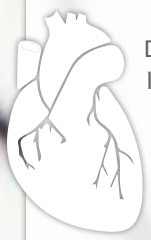
Enzym

Ein Enzym besteht aus biologischen Riesenmolekülen, die als Katalysator eine chemische Reaktion beschleunigen kann. Enzyme haben wichtige Funktionen im Stoffwechsel von Organismen. Sie steuern den überwiegenden Teil biochemischer Reaktionen – von der Verdauung bis hin zur Vervielfältigung der Erbinformationen. Enzyme können Fette und Eiweiße aufspalten.

CRISPR

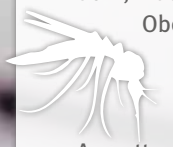
CRISPR ist eine Abkürzung für Clustered Regularly Interspaced Short Palindromic Repeats (angehäufte, regelmäßig von Zwischenräumen unterbrochene, kurze palindromische DNA-Wiederholungen). Diese DNA-Abschnitte helfen einem Organismus bei der Resistenz gegen Viren. Wissenschaftler in Japan entdeckten diese Abschnitte Ende der 1980er Jahre.

Welche möglichen Anwendungen von CRISPR gibt es?



Die Erforschung und Behandlung vieler Erbkrankheiten. Man repariert defekte Gene, indem man ein intaktes Gen an die entsprechende defekte Stelle einschleust. Im Labor kann man diese Zellen vermehren und wieder in den Patienten einsetzen.
Mögliche erbliche Krankheiten: Chorea Huntington (eine bis heute unheilbare erbliche Erkrankung des Gehirns), die Stoffwechselerkrankung Mukoviszidose, Sichelzellanämie, Bluter-Krankheit, Unfruchtbarkeit und Fehlgeburten. Auch von einer Impfung gegen den Herzinfarkt träumen manche Forscher bereits.

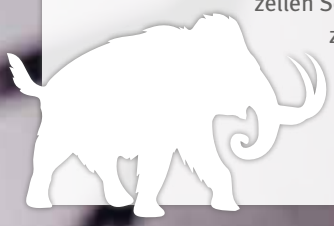
HIV: Wissenschaftler versuchen, HIV-Patienten zu heilen, indem sie ein Gen namens CCR5 zerstören. Die meisten HI-Viren benutzen dieses Molekül, um in die Immunzellen des Infizierten zu gelangen. Mit CRISPR könnte man dies jedoch verhindern, indem man gezielt das Gen, das dieses Oberflächenprotein codiert, verändert.



Ausrotten von Infektionskrankheiten wie Malaria, Dengue oder Zika. Die Mücken werden genetisch so verändert, dass sie den jeweiligen Erreger nicht mehr in sich tragen, worauf sie sich mit dieser genetischen Veränderung vermehren.

Jennifer Doudna von der Universität von Kalifornien in Berkeley sagte bei einem öffentlichen Vortrag, eine weitere Anwendung könnte auch sein, Menschen mit „enhanced properties“, also verbesserten Eigenschaften, auszustatten. Das könnte im Prinzip alles sein, zum Beispiel stabilere Knochen, eine andere Augenfarbe oder ein größerer Körper.

Der US-amerikanische Genetiker George Church würde gerne das vor über 10.000 Jahren ausgestorbene Wollhaar-Mammut wieder auferstehen lassen. Er und seine Kollegen verwandeln mittels CRISPR Elefantenzellen Schritt für Schritt in Mammutzellen. Sein Team verändert zudem Zellen von Tierorganen für die Transplantation in Menschen.



tische Anwendung der Technik, die dann unter Umständen einen Missbrauch darstellt oder aus anderen Gründen bedenklich ist.

Embryo mit Würde

In der Frage, ob menschliche Embryonen dabei verwendet werden dürfen, wie es nun den Briten erlaubt ist, gibt es jedoch unterschiedliche Meinungen. Propping hält den Vorstoß der Briten auch für Deutschland für wünschenswert; derzeit verbietet das Embryonenschutzgesetz diese Art von Forschung. Der Humangenetiker hält es für problematisch, die Forschung einerseits zu verbieten, Erkenntnisse daraus andererseits dann aber für mögliche Therapien zu übernehmen. „Ein solches Verhalten wäre ethisch problematisch und parasitär.“

Für Gräb-Schmidt stellt eine solche „verbrauchende Embryonenforschung“ hingegen eine Verletzung der Würde dar: Das menschliche Leben wäre in diesem Fall kein Selbstzweck mehr. Sie sieht im Vorstoß der Briten daher kein Vorbild. Letztlich diene das Moratorium auch dazu, nach „ethisch hochrangiger Forschung“ zu streben. Derartige Vorbehalte könnten auch als Anregung dienen, neue Forschungswege zu suchen, meint sie. Anders als Propping hält sie es für ethisch vertretbar, Ergebnisse von Forschungen zu übernehmen, die hierzulande verboten sind; denn diese Ergebnisse würden eine neue Situation bieten, über die neu nachzudenken sei. „Hier kann der produktive Umgang mit Forschungsergebnissen das kleinere Übel bedeuten.“

Für die Theologin Elisabeth Gräb-Schmidt steht ein „Designer-Mensch“ gegen Schöpfungswerte wie Würde und Freiheit

Foto: Norbert Neetz

Wie auch immer die Forschungsergebnisse zustande kommen – schon jetzt lasse sich sagen, dass gegen eine Gentherapie an Körperzellen zur Heilung von Krankheiten aus christlicher Sicht im Grunde nichts einzuwenden wäre. „Wenn die Aussicht auf Verhinderung unermesslichen Leidens in den Blick kommt, ist das grundsätzlich zu begrüßen“, meint Gräb-Schmidt. Um zu heilen, seien Eingriffe am Erbgut hingegen problematisch. „Das ist nur dann tragbar, wenn die Folgen in Zukunft einmal abschätzbar und vertretbar sind. Das scheint mir aber nicht der Fall zu sein.“ In einem solchen Fall seien grundsätzlich besondere Erwägungen nötig: Rechtfertigt die Krankheit einen Eingriff in die Keimbahn? Oder soll weiter nach Therapiemethoden gesucht werden, die Erbfolgen ausschließen? „Das erscheint mir als gangbarer Weg.“

Schwarze Mäuse, weiße Mäuse

Wieder anders sei der Fall gelagert, wenn in die Keimbahn eingegriffen wird, nicht um Krankheiten zu heilen, sondern um einen Menschen mit bestimmten Eigenschaften zu erschaffen: Von stärkeren Knochen, höherer Intelligenz, weniger Körpergeruch

oder schlicht einer bestimmten Augenfarbe sprechen die Forscher. Wann ein solcher „Designermensch“ möglich ist, darüber geben Wissenschaftler allerdings unterschiedliche Auskünfte. Doudna sagte vergangenen September: „Zur Zeit ist noch größtenteils unbekannt, welche Gene welche Veränderung bewirken. Aber es ist wichtig zu wissen, dass uns die CRISPR-Technologie ein Werkzeug bietet, solche Veränderungen vorzunehmen, sobald das Wissen zugänglich ist.“ Immerhin: Als Beleg für den Fortschritt der Wissenschaft zeigt sie Mäuse, deren Farbe durch die gezielte Veränderung eines einzigen Gens von schwarz nach weiß verändert wurde.

Bis es beim Menschen soweit ist, wird jedoch noch einige Zeit vergehen. „Wir sind weit davon entfernt, das System des Zusammenwirkens der Gene beim Menschen zu verstehen“, erklärt Propping. „Es wäre also denkbar, dass sich etwa die Ausschaltung eines Gens in einem ganz anderen Zusammenhang auswirkt als erwartet.“ Doch auch wenn die Forschung das herausfindet, sei unklar, welche Folgen die Veränderung am Erbgut längerfristig für die Menschheit habe. Für Propping steht aus heutiger Sicht daher fest: „Die Methode darf am Erbgut des Menschen keinesfalls angewandt werden.“

Kein Mensch nach eigenem Bilde

Doch selbst wenn einmal alle wissenschaftlichen Bedenken ausgeschlossen werden und sich die Forschung um ihren Ruf nicht zu sorgen braucht – aus christlicher Sicht wäre ein Mensch nach Maß auch dann immer noch abzulehnen, erklärt Gräb-Schmidt. „Es geht um die Frage, wie wir uns selbst verstehen, und wie wir uns verstehen, wenn wir uns als Geschöpfe Gottes sehen. Das Geschöpfsein des Menschen bedeutet, dass sein Dasein unverfügbar ist und dass er gerade daraus seine Freiheit, Unabhängigkeit und Würde empfängt.“ Ein von anderen willkürlich gestalteter Mensch stünde diesen Werten aber entgegen. Denn diese verlangten, dass „sich der Mensch in seinem Sosein, in seiner Veranlagung, nicht anderen Menschen verdankt“. Zur Würde des Menschen gehöre zudem, dass seine Verletzlichkeit akzeptiert wird. „Das soll keine Verherrlichung von Schwäche und Krankheit sein, aber es stellt die Frage nach der Würde in den Horizont der Unverletzlichkeit und Unverfügbarkeit, der sich durch Machbarkeitsphantasien verschieben könnte.“

Derartige „Machbarkeitsphantasien“ erinnerten an Züchtungsvisionen vergangener Tage, meint Gräb-Schmidt. Aus christlicher Sicht kommt gegen derartige Vorstellungen das Argument der Geschöpflichkeit und Gottesebenbildlichkeit zur Geltung. „Der Wert eines Menschen ist nicht an Fitness- und Schönheitsvisionen festzumachen; er ist nicht an dessen Stärke und Leistung zu bemessen, sondern allein daran, dass er Mensch ist, und so wie er ist, gewollt ist.“

Aus dieser Vorstellung ergebe sich dann auch der christliche Beitrag zur ethischen Debatte um die CRISPR/Cas9-Methode. Und dieser sei notwendig, denn ethische Normen könnten sich mit dem Fortschritt der Wissenschaft verändern. Wichtig seien bei der Thematik daher grundlegende Fragen zum Menschenbild, meint Gräb-Schmidt. Bei allen Fragen, welche Forschungsziele und -methoden angemessen und vertretbar seien, gelte es, das Selbstverständnis des Menschen im Blick zu behalten. „Auf solche grundsätzlichen Überlegungen zur Ethik möchte die christliche Perspektive hinweisen.“

Verbrauchende Embryonenforschung

Embryonale Stammzellen können sich in jegliches Gewebe entwickeln. Deswegen haben diese frühen Zellen das Potenzial, jeweils einen kompletten eigenständigen Organismus zu bilden. Embryonale Stammzellen können aus sogenannten überzähligen Embryonen oder durch das Klonen einer Eizelle für Forschungszwecke gewonnen werden. Wenn der Embryo durch die Entnahme der Zellen stirbt, spricht man von verbrauchender Embryonenforschung. Sie ist in manchen EU-Staaten wie Deutschland verboten, in anderen aber erlaubt. Viele Experten äußern die Sorge, es könne zur Routine werden, dass potentiell menschliches Leben im Reagenzglas vernichtet wird, um zum Rohstoff für eine Industrie zu werden.

VON JÖRN SCHUMACHER

„Das ist im Ansatz etwas Totalitäres“

Der katholische Moraltheologe Eberhard Schockenhoff meint: Kein Mensch darf über die Eigenschaften eines anderen bestimmen. | **DIE FRAGEN STELLTE NICOLAI FRANZ**

pro: Herr Professor Schockenhoff, mit CRISPR/Cas9 kann man Erbgut leichter verändern als zuvor. In Großbritannien ist die Methode unter strengen Auflagen an menschlichen Embryonen erlaubt worden. Wie bewerten Sie das?

Eberhard Schockenhoff: Es gibt zwei Probleme: Das erste ist, dass diese neue Methode jetzt ja in einer Experimentierphase an menschlichen Embryonen angewandt wird, die anschließend vernichtet werden. Das soll dem Schutz davor dienen, dass die Veränderungen ins Erbgut der Menschheit eingehen, bevor nicht alle Sicherheitsaspekte unter strengen Voraussetzungen geprüft sind. Aber der Embryo wird für einen Zweck instrumentalisiert, der ihm von außen aufgezwungen wird. Das ist ein Verstoß gegen das Instrumentalisierungsverbot und gegen die Menschenwürde. Das zweite Problem ist die Veränderung des Erbgutes überhaupt. Solange die Sicherheitsaspekte nicht geklärt sind und man nicht ganz sicher sagen kann, dass sich der Eingriff lediglich auf die Entfernung eines schadhaften Krankheitsgens beschränkt, ist dies unverantwortlich.

Wenn es eine sichere Methode gäbe, wäre das also in Ordnung?

Wenn es eine sichere Methode gibt, bei der es klar nur um Krankheitsgene im engeren Sinne geht, also nicht um eine Verbesserung menschlicher Fähigkeiten, und wenn die Methode auf einem ethisch einwandfreien Weg gefunden worden ist, also nicht durch verbrauchende Embryonenforschung, dann gäbe es keine ethischen Bedenken. Die Grenze ist das Schwierige. Bei der Verbesserung menschlicher Fähigkeiten setzt man voraus, dass es eine menschliche Instanz gibt, die definieren darf, was wünschenswerte Eigenschaften sind. Das ist im Ansatz etwas Totalitäres. Nicht das gelegentliche Versagen einer solchen Manipulation ist zu befürchten, sondern das totale Gelingen.

Allerdings darf die neue Methode CRISPR/Cas9 nur bei nicht lebensfähigen Embryonen angewendet werden.

Ja, aber was heißt „nicht lebensfähige Embryonen“? Das sind Embryonen, die bei einer künstlichen Befruchtung übrig geblieben sind. Sie sind nicht aufgrund eines inneren Defektes nicht lebensfähig, sondern sie sind überzählig – weil es in Großbritannien keine Vorsichtsmaßnahmen gibt, die überzählige Embryonen verhindern sollen. Deshalb liegen sie dort zu Zigtausenden in den Kühlschränken der Laboratorien. Diese Embryonen wären durchaus lebensfähig, wenn es den menschlichen Willen gäbe, sie zu erhalten.

Warum haben Embryonen schon eine Menschenwürde?

Es spielt keine Rolle, in welcher Phase seiner Existenz der Mensch ist. Wir können uns einfach fragen: Mit welchem Zeitpunkt beginnt meine biologische Lebensgeschichte? Dann stoßen wir auf den Prozess der Befruchtung. Spätestens mit diesem biologischen Vorgang begann unsere personale Lebensgeschichte. Wenn ich die Anfangsphasen meiner Existenz vom Schutz der Menschenwürde ausnehmen würde, dann wäre meine heutige Existenz nicht mehr erklärbar. Nicht die Zellen als solche sind Träger der Menschenwürde, sondern der Mensch selbst. Wenn es am Anfang einen Abschnitt gäbe, in dem die Menschenwürde nicht umfassend geschützt wäre, dann wären auch die späteren Phasen des Lebens nicht gesichert.

Was bedeutet aus christlicher Sicht der Begriff „Menschenwürde“?

Entscheidend ist aus christlicher Sicht, dass jeder Mensch einen Wert vor Gott hat. Er ist als Mensch geschaffen. Diesen Wert muss er nicht unter Beweis stellen durch eine eigene Leistungsfähigkeit oder bestimmte Eigenschaften. Sondern diese Würde kommt ihm von Gott zu. Das ist auch das Entscheidende für die Rechtsordnung eines säkularen Staates. Dieser kann den Menschen nicht von seinem Gottesbezug her sehen, sondern muss ihn von dem Bezug sehen, den der Mensch zu sich selber hat. Dieses Selbstverhältnis ist bestimmt von Autonomie, Freiheit und Eigenverantwortung – das macht seine unverlierbare Würde aus, in der er geachtet werden muss.

Was spricht dagegen, dass der Mensch „Gott spielt“, also schöpferisch tätig wird?

Da spricht nichts dagegen. Der Mensch hat den Auftrag, die Schöpfung zu verwalten, zu hegen und zu pflegen. Er muss in die Natur eingreifen und darf sie für sich nutzen. Dazu gehört

„Der Erzeuger könnte sein Produkt nie als einen ihm ebenbürtigen Menschen achten.“

Der Freiburger Theologe Eberhard Schockenhoff ist seit 2001 Mitglied des Deutschen Ethikrates (früher: Nationaler Ethikrat)

Foto: privat

auch, dass er in Wissenschaft und Forschung die Gesetzmäßigkeiten der Natur kennenlernt und sich zu Nutze macht. Er darf Krankheitsursachen erforschen und beheben – dagegen spricht nichts. „Gott spielen“ ist eine falsche Metapher. Denn der Mensch ist nicht Schöpfer wie Gott, der die Welt in der Allmacht seiner Liebe aus dem Nichts hervorgebracht hat. Der Mensch bezieht sich auch in der Forschung immer auf Vorgegebenes. Nur muss er sich dabei an moralische Maßstäbe halten. Er muss sich fragen, ob die Zielsetzungen gerechtfertigt sind, ob die konkreten Methoden erlaubt sind, und ob er die Folgen verantworten kann. Wenn es bei der verbrauchenden Embryonenforschung zur Instrumentalisierung menschlichen Lebens kommt, ist das eine Grenze, die man nicht überschreiten kann.

Sie sind Mitglied des Deutschen Ethikrates, der wichtige Handlungsempfehlungen für die Politik gibt. Halten Sie es für möglich, dass Genmanipulationen an menschlichen Embryonen auch in Deutschland erlaubt werden?

In Deutschland gilt das Instrumentalisierungsverbot, verbrauchende Embryonenforschung ist verboten. Erlaubt ist allerdings, dass man mit einer Sondergenehmigung im Ausland hergestellte Embryonen importiert und für hochrangige Forschungszwecke benutzt. Das ist eine gewisse Doppelmoral: Einerseits will man nicht das Unrecht begehen, Embryonen zu Forschungszwecken herzustellen. Andererseits möchte man auch nicht ganz von der wissenschaftlichen Nutzung abgekoppelt werden. Mittlerweile hat man einen neuen Stammzellentyp entdeckt: die pluripotenten Stammzellen, die man aus Körperzellen erzeugen kann. Dabei wird kein fremder Embryo vernichtet. Das ist eine ethisch neutrale Methode. Die meisten Experimente zur Stammzellenforschung in Deutschland werden heutzutage an pluripotenten Stammzellen gemacht.

Glauben Sie, dass ethisch fragwürdige Embryonenforschung langfristig wirklich verhindert werden kann?

Die Weltgemeinschaft muss versuchen, ethische Schranken in internationalen Verträgen durchsetzen. Beim Klonverbot vor einigen Jahren hat man das nur teilweise geschafft. Zwar wurde das Fortpflanzungsklonen verboten. Das Klonen zu biomedizinischen Forschungszwecken aber nicht. Das kann einen besorgt machen. Ein ähnliches internationales Forschungsabkommen müsste es auch in der Manipulation des Erbgutes geben. Zwei Grenzen müssten dabei beachtet sein: Verbrauchende Embryonenforschung muss ausgeschlossen sein. Und die Manipulation müsste streng begrenzt sein auf die Eliminierung von Krankheitsursachen im engen Sinn.

Ein Designer-Baby wäre also ausgeschlossen?

Ja, denn wer hat die Vollmacht, einen anderen Menschen zu designen? Das ist doch im Ansatz totalitär, einem anderen Menschen Eigenschaften aufzunötigen, die nach den Wünschen seines Erzeugers gewählt sind. Das wäre eine elementare Ungleichheit zwischen dem Erzeuger und seinem Produkt, bis in die biologische Verfassung hinein, die man nie wieder aufheben könnte. Der Erzeuger könnte sein Produkt nie als einen ihm ebenbürtigen Menschen achten, wie es die Menschenwürde fordert.

Vielen Dank für das Gespräch.

Anzeige

Herrscher über das Bild-Imperium: Kai Diekmann, 51 Jahre, ist als Boulevardjournalist Überzeugungstäter, aber er äußert sich auch selbstkritisch.

Foto: pro/Christoph Irion

Der Zauberlehrling

Er ist einer der einflussreichsten Medienmacher Europas. Und einer der umstrittensten. Kai Diekmann, langjähriger Chef der Bild-Zeitung, hat im kalifornischen Silicon Valley die digitale Zukunft studiert. Und er lebt damit, dass Bild jede Menge ethische Übertretungen vorgeworfen werden. Er selbst sieht sein Medium auch als Plattform zur Verbreitung christlicher Werte. | **VON CHRISTOPH IRION**

An der Bürowand links neben der Tür hängt das vergrößerte Originalmotiv einer Sonder-Briefmarke – Helmut Kohl, Kanzler der Einheit. Links unten hat Kohl persönlich unterschrieben. Der Mann am Schreibtisch mit dem unruhigen Blick hat heute kein Auge für sein langjähriges politisches Idol an der Wand. Blitzschnell tippt er einen Suchbegriff in sein Smartphone. Nebenbei überfliegt Kai Diekmann kopfschüttelnd ein Manuskript. Links hinter ihm hängt ein Kunstwerk – in schmutzigen rot-weißen Tönen zeigt es das riesige Markenlogo der Bild-Zeitung im Retro-Design. Etwas gereizt sagt Diekmann zu seiner Assistentin: „Der Text muss ganz schnell raus, an die Agenturen." Auf jeden Fall müsse auch noch einer „aus der Politik" gegenlesen.

Kurz danach blickt Diekmann auf. Spontan schaltet der 51-Jährige um. Er strahlt jetzt Gelassenheit aus, mit festem und freundlichem Blick erklärt er dem Gast, worum es aktuell geht: Er kommt gerade aus Griechenland, aus Athen. „Die Szenen auf dem Viktoriaplatz gehen einem richtig unter die Haut", sagt er. Überall sei die „Not der Flüchtlinge, besonders der Kinder, zum Greifen nah". Kurz danach hat Diekmann den linken Regierungschef Alexis Tsipras besucht: „Herr Tsipras hat ja kein einfaches Verhältnis zu Bild", erklärt der Frontmann der größten Tageszeitung Europas. Insbesondere in der Schuldenkrise habe Bild eindeutig Position bezogen: „Bislang wollte Tsipras nicht mit uns sprechen. Aber jetzt hat er sich gefreut, uns zu sehen. Wir hatten in Athen ein gutes, ein spannendes Gespräch. Und das geht jetzt sofort an die Nachrichtenagenturen."

21 Jahre alt war Kai Diekmann, als er als Volontär bei Bild am Sonntag in Hamburg anfing. Danach wurde er Parlamentskorrespondent in Bonn. Helmut Kohl hatte er aber schon viel früher kennenge-

lernt – als Chefredakteur der Schülerzeitung Passepartout. 2001 wurde Diekmann Chefredakteur von Bild. Heute gebietet er als Herausgeber über die ganze Bild-Gruppe, zu der auch Bild am Sonntag, Autobild und die Tageszeitung BZ gehören. Den Chefredakteursposten hat er im Januar 2016 an die 38-jährige Tanit Koch abgegeben. „Ich bin ja sehr viel unterwegs“, sagt Diekmann. Ein Chefredakteur könne nicht mit dem Abstand von neun Stunden Zeitverschiebung von Korea aus seinen Stellvertretern in Berlin Tipps geben, wie sie denn die aktuelle Diskussion um Schäubles schwarze Null im Bundeshaushalt zu bewerten hätten: „Da gibt man falsche Ratschläge, das ist eine Zumutung für die, die hier in Berlin Zeitung machen.“

Seine aktuelle Aufgabe beschreibt Diekmann so: „Ich bin weiterhin journalistisch aktiv, auch an der Front, das sehen Sie ja. Und das ist mir ganz wichtig.“ Vor allem aber sei er dafür zuständig, die Marke Bild weiterzuentwickeln: „Auf der einen Seite wollen wir auf der Oberfläche Papier so lange wie möglich erfolgreich bleiben. Auf der anderen Seite Bild so schnell wie möglich digitalisieren. Und das wirtschaftlich erfolgreich.“ Für Innovationen offen zu sein und zugleich Arbeitsprozesse flexibel anzupassen, darum gehe es.

Die digitale Welt dreht sich schneller

Diekmanns Büro liegt im 16. Stockwerk des Axel-Springer-Hochhauses in Berlin-Kreuzberg. Durchs Panoramafenster sieht man westlich, bei frühlingshaftem Licht, die Tower am Potsdamer Platz. Aber dafür hat der quirlige Boulevard-Journalist und Zukunftsstratege momentan keinen Sinn. Mit ernstem Blick sagt Diekmann: „Wir leben in einer Zeit, in der bleibt kein Stein auf dem anderen.“ Er meint damit den gesellschaftlichen Wandel. Er meint die digitale Revolution. Und er meint die vielfältigen Wechselwirkungen zwischen beiden.

Vor gut drei Jahren schickte der Vorstandsvorsitzende Mathias Döpfner Diekmann ins Silicon Valley in der Nähe von San Francisco. Mit zwei anderen Top-Managern des Verlages lebte er dort in einer Wohngemeinschaft in Palo Alto – genau da, wo Google, Apple, Facebook und Twitter zuhause sind. Diekmanns Frau Katja zog für die Zeit mit den vier Kindern in ein Haus in der Nähe. Im Tal der digitalen Zukunfts-Erfinder ging es Kai Diekmann darum, ein Mittel gegen die Zeitungskrise zu finden: „Meine Kinder werden nicht mehr wie ihr Vater an den Kiosk gehen, um eine Zeitung zu kaufen. Sie wissen auch heute schon mit linearem Fernsehen nicht mehr viel anzufangen.“ Für „Millennials“ sei das keine Seltenheit: Als bei einer Bild-Kollegin vor einigen Wochen zu Hause das W-Lan – und somit das Online-Filmportal Netflix – ausgefallen war, rief der Zwölfjährige Sohn fassungslos in der Redaktion an: „Jetzt muss ich das im Fernsehen gucken, was die mir vorschreiben.“

Einerseits weiß Kai Diekmann über diese Themen mehr als viele andere. Andererseits äußert sich der dynamische Bild-Macher erstaunlich zurückhaltend und eher nachdenklich als euphorisch. Bei seinem Silicon-Valley-Trip fühlte er sich zeitweilig wie Goethes Zauberlehrling. Das Neue, das er entdeckte, das ihn faszinierte, das er ausprobierte, hatte für ihn auch etwas Ernüchterndes. Diekmann ist heute viel vorsichtiger als früher, wenn es um Zukunftsprognosen geht: „Niemand weiß genau, wohin die digitale Reise geht. Gelernt habe ich vor allem eines: Dass sich unsere Welt in rasanter Geschwindigkeit radikal wandelt. Damit müssen wir umgehen.“ Die Bild-Zeitung verlor seit 2001, dem Antrittsjahr von Chefredakteur Diekmann, rund die Hälfte ihrer Auflage (heute: 1,9 Millionen täglich). Zugleich entwickelte sich bild.de mit großen digitalen Reichweitensteigerungen zum Marktführer. Stolz verkünden die Top-Manager des Springer-Verlages, dass sich auf digitalen Plattformen inzwischen viel Geld verdienen lässt.

Einsatz für christliche Werte

Die Bild-Zeitung ist für ihre publizistische Macht und Innovationskraft mindestens so berühmt wie für die vielen Verfehlungen, die ihr vorgeworfen werden. Die medienkritische Internetplattform bildBLOG wirft Diekmann und seiner Mannschaft vor, sie seien zu Recht Gegenstand negativer Berichte. Häufiger als andere Medien habe Bild „gegen grundlegende journalistische Prinzipien“ verstoßen. Das könne man an der großen Zahl von Rügen ablesen, die der Presserat gegen Bild ausgesprochen habe. Diekmann hört aufmerksam zu, wenn man ihn damit konfrontiert. Und dann sagt er Sätze, die er wahrscheinlich schon tausend Mal aufgesagt hat: „Eine Zeitung wie Bild muss polarisieren, sie muss provozieren. Wir wollen wachrütteln, Dinge beim Namen nennen, die andere verschweigen. Wenn ich das nicht bejahen würde, hätte ich den falschen Beruf. Und da muss man auch Kritik aushalten.“

Das Gespräch bekommt eine erstaunliche Wendung. Ausdrücklich betont Diekmann, wie elementar wichtig ihm als Katholik und Medienmann die jüdisch-christlichen Werte und Wurzeln unserer Kultur seien: „Darauf gründen schließlich die Grundrechte unseres Grundgesetzes. Das muss jeder wissen, der in unserer Gesellschaft leben will. Und ich glaube, dass es journalistisch sehr relevant ist, dies gerade heute zu betonen.“ Diekmann legt Wert darauf, dass ihm dieser christlich-kulturelle Gesellschaftshintergrund schon immer wichtig war: Als Schüler besuchte er die katholische Marienschule der Ursulinen in Bielefeld. So etwas prägt. Diekmann war Vizechefredakteur der Bild, als er 1995 den Medienpreis des Christlichen Medienverbundes KEP, „Goldener Kompass“, erhielt: „Ich hatte damals dafür gesorgt, dass wir wichtige religiöse Themen durchbuchstabierten: Erkläre mir die zehn Gebote, oder: Wer ist Jesus?“ Noch wichtiger sind Kai Diekmann die insgesamt sieben Bibel-Editionen, die die Bild-Zeitung im Lauf der Jahre unters Volk gebracht hat: „Unsere Bibel-Verbreitung hat mehr Menschen erreicht als im selben Jahr die Deutsche Bibelgesellschaft.“

Aber wie ist das nun wirklich, wenn man sich als Bild-Chef und Katholik mit eigenen Fehlleistungen auseinandersetzen muss? Was ist, wenn Schlagzeilen Menschen beschädigen? Oder wenn in großen Lettern falsche politische Urteile gefällt werden? Waren das alles nur begründete Provokationen? Gibt es etwas, Herr Diekmann, was einfach nicht in Ordnung war? Bei dieser Frage wird Kai Diekmann kurz still. Trotz der Unruhe auf dem Redaktionsflur. Und dann sagt er: „Natürlich machen wir Fehler. Wer nicht? Natürlich gibt es Schlagzeilen, die würde ich so heute nicht mehr machen. Ein Beispiel: Nicht richtig war, wie wir im Jahr 2003 Gerhard Schröders Agenda 2010 beurteilt und verurteilt haben. Richtig ist: Schröders Agenda 2010 hat erheblich dazu beigetragen, dass es den meisten Menschen in Deutschland heute so gut geht.“

Er hat sie alle gehabt

Mutter Teresa, Johnny Cash, Thomas Gottschalk, Peter Maffay, Berti Vogts – das ist nur eine kleine Liste der Prominenten, die der Theologe, Religionspädagoge und Autor Günther Klempnauer interviewte. Immer ging es dabei um den Glauben, manchmal wurde Seelsorge daraus. Im März feierte Klempnauer seinen 80. Geburtstag. | **DIE FRAGEN STELLTE MARTINA SCHUBERT**

Günther Klempnauer veröffentlichte seine Interviews in Büchern, aber auch die Welt am Sonntag, die Jugendzeitschrift BRAVO oder der Stern druckten Beiträge von ihm. Heute führt er für den katholischen Sender K-TV Fernsehgespräche mit Prominenten über den Glauben

Foto: pro/Martina Schubert

pro: Herr Klempnauer, bitte vervollständigen Sie diesen Satz: Das Evangelium muss in die säkularen Medien, weil …

Günther Klempnauer: … weil die Christusbotschaft für mich eine konkurrenzlose Wohltat ist, die auf die Sinnfrage und die Gottesfrage eine befriedigende Antwort gibt. Der Mensch fragt sich: Woher komme ich, wozu lebe ich und wohin gehe ich? Der christliche Glaube gibt darauf eine befriedigende Antwort, weil an Gott glauben heißt, zu sehen, dass das Leben einen Sinn hat.

Seit Jahrzehnten interviewen Sie Prominente zu ihrem Glauben. Was war der Auslöser dafür?

Das fing nicht bei den Prominenten an, sondern mit den Leuten „ganz unten". Ich bin 1964 ins Siegerland gekommen als Religionspädagoge an den berufsbildenden Schulen. Ich habe beobachtet, dass viele meiner Schüler Drogen nahmen. Ich wollte ihnen helfen, doch damals gab es noch keine Drogenberatungsstellen. So habe ich mich zum Suchtberater ausbilden lassen, war auch in den Teen-Challenge-Zentren des US-Evangelisten David Wilkerson. Seine Organisation hat etwa 5.000 Betroffene therapiert, 80 Prozent davon sind gläubige Christen geworden. Das hat mich sehr motiviert, auch hier etwas zu tun.

Diese Fallbeispiele von Drogensüchtigen, die Christen geworden sind, habe ich in meine Seelsorge im Religionsunterricht eingebracht. Die Schüler sagten, die Leute „da unten" sind interessant, aber die Leute „da oben", die Geld, Ruhm und Erfolg haben, sind für uns noch attraktiver. So fragten sie mich, ob ich ihre Vorbilder und Idole nicht interviewen könnte.

Wie kamen Sie mit den Prominenten ins Gespräch über Gott?

Die Leute „oben" haben die Ziele wie Erfolg und Ruhm erreicht und merken, sie stoßen auch an ihre Grenzen, es muss mehr geben. Und es gibt keine besseren Möglichkeiten, über den Glauben und Gott zu sprechen, als mit Menschen, die in solche Situationen hineingeraten sind. So habe ich mehr oder weniger offene Türen bekommen, auch von den Prominenten. Im Laufe der Jahrzehnte habe ich festgestellt, dass diese berühmten, einflussreichen Leute oft ganz einsam sind und keinen Menschen haben, mit dem sie über ihre eigenen Probleme sprechen können. So haben sich aus diesen Interviews seelsorgerliche Kontakte ergeben. Natürlich nicht jedes Mal, aber sehr oft.

Ihr erster prominenter Gesprächspartner war der damalige Bundespräsident Gustav Heinemann. Wie kam es dazu?

Das war 1970. Zu ihm hatte ich private Kontakte über seine Frau. Das war damals eine kleine Sensation, dass ein solcher Repräsentant des deutschen Staates auf die Frage, was ihm Jesus bedeutet, antwortet: „Jesus ist für mich der Weg, die Wahrheit und das Leben."

Die säkulare Presse nahm dieses Interview wahr und machte Ihnen Vorwürfe …

Als mein Buch „Über Lebenschancen", in dem das Interview steht, veröffentlicht wurde, haben sich die Medien darauf gestürzt und mir unterstellt, ich hätte Heinemann überrumpelt. Das hat Günther Schwarberg, der das Buch für das Magazin Stern rezensierte, so geschrieben. Ich habe ihn angerufen. Er sagte mir, er hätte sich so darüber geärgert, dass unser Bundespräsident, der für ihn ein großes Vorbild sei, so etwas Frommes gesagt haben soll. Das könne er sich einfach nicht vorstellen. Er habe als junger Mann schlimme Erfahrungen mit Christen gemacht und sei Atheist geworden. Schwarberg habe sich beim Bundespräsidialamt umgehört. Sie hätten gesagt, dieses Interview sei nicht über sie gelaufen. Durch die privaten Kontakte haben wir das Bundespräsidialamt mehr oder weniger unterlaufen. Darüber hat es sich geärgert. Schwarberg hat daraus schließlich gemacht: „Klempnauer hat Heinemann überrumpelt".

Wie hat Heinemann dazu Stellung bezogen?

Er hat sich voll zu dem Interview bekannt, mir dann auch einen Brief geschrieben und sich über das Buch gefreut, in dem dieses Interview drin stand. Zudem hat er seine Mitarbeiter im Präsidialamt beauftragt, sich bei mir zu entschuldigen.

Sie haben die Erfahrung gemacht, dass Kirchenredaktionen Beiträge als zu fromm ablehnen.

Ja. Ein sehr eindrucksvolles Gespräch über seine Arbeit und seinen Glauben hatte ich mit dem damaligen Intendanten des WDR, Klaus von Bismarck. Er war so begeistert von diesem Gespräch, dass er seine Kirchenfunkredaktion bat, dieses Interview zu veröffentlichen. Dann sagte der verantwortliche Redakteur, es tue ihm leid, das Interview sei zu fromm, er veröffentliche es nicht. Er widersprach seinem eigenen Chef. Es gibt weitere Beispiele dafür, dass sich viele Menschen scheuen, auf die Sinn- und Gottesfrage einzugehen, weil sie befürchten, dass sie unter Umständen ihren Ruf verlieren.

Welche „Hinter den Kulissen"-Geschichten haben Sie noch?

In einem Gespräch mit dem Wiener Psychiater Viktor Frankl, dem Begründer der Logotherapie und Existenzanalyse, sagte er: „Sie brauchen als christlicher Seelsorger Ihre Klienten nicht auf die psychotherapeutische Couch zu legen. Das tun wir, und wir Psychotherapeuten können nur eine bestimmte Analyse machen. Aber wir können diese Leute nicht von ihrer Schuld befreien. Das ist Ihre Botschaft, Ihre Versöhnungsbotschaft, dass Sie von einem Gott sprechen, der Sünden vergeben kann. Das ist wesentlich effektiver als das, was wir tun." Ich sagte ihm, das stehe nicht in seinen Büchern. Er antwortete, das könne er sich nicht leisten, weil er sonst als Wissenschaftler nicht mehr ernstgenommen werde, aber das sei seine persönliche Überzeugung.

Das ist der Grund, warum ich diese Gespräche mit vielen oft weltbekannten Wissenschaftlern, Politikern, Sportidolen, Schauspielern gemacht habe. Ich wollte herausfinden, was für sie und ihr Leben bedeutsam ist. „Eine befriedigende Antwort auf die Sinn- und Gottesfrage" – das kam immer wieder als Antwort.

Manche Prominente baten auch um ein Gespräch mit Ihnen.

Günther Klempnauer mit Thomas Gottschalk …

Foto: privat

Für das Buch „Wenn Gott ins Spiel kommt“ habe ich gläubige Fußballer und Trainer interviewt wie etwa den Bundestrainer Berti Vogts, den ehemaligen Fußballspieler Uwe Seeler, Bundesligatrainer Ottmar Hitzfeld oder Otto Rehhagel. Der damalige Torwart vom FC Bayern München und Vorgänger von Oliver Kahn, der belgische Nationaltorwart Jean-Marie Pfaff hatte mein Buch gelesen. Er rief mich an und fragte mich als Theologen, ob ich sein Seelsorger werden könnte.

Sie willigten ein?

Ja, wir haben ein Jahr lang fast jede Woche miteinander gesprochen. Er hat mir erzählt, wie es hinter den Kulissen von Bayern München aussieht. Er sagte, dass die Spieler, wenn sie unter sich sind, über ihre Aktien, Autos, Frauen sprechen. Weiter sagte er: „Aber das, was uns im Innersten bewegt, wie wir mit unseren Ängsten und unserer Schuld fertig werden, das können wir nicht aussprechen, weil wir uns sonst verletzlich machen, und wir müssen nach außen immer cool dastehen.“ So ergaben sich eine Reihe von seelsorgerlichen Gesprächen. Auch das darf ich sagen: Er hatte eine wahnsinnige Angst, wenn er auf fremden Plätzen spielte und ihn die Fans ausbuhten. Ich gab ihm den Psalmvers an die Hand: „In der Angst rief ich den Herrn an, und der Herr erhörte mich und tröstete mich. Der Herr ist mit mir, darum fürchte ich mich nicht; was können mir Menschen tun?“

Wie wirkten sich Ihre Gespräche und der Hinweis auf das Bibelwort auf ihn aus?

Das half ihm. Pfaff rief mich später an und fragte, was ich mit ihm gemacht hätte. Ich antwortete: „Ich habe dich nur darauf aufmerksam gemacht, dass Gott zu seinen Verheißungen steht, du deine Ängste vor Gott aussprechen und erfahren darfst, wie Gott dich von deinen Ängsten befreit.“ Das war für ihn ein Schlüsselwort und eine Motivation, in der Bibel zu lesen. Über das Psalmwort musste ich ihm eine Predigt auf Kassette halten, die er zur Fußballweltmeisterschaft nach Mexiko mitnahm und vor jedem Spiel seiner belgischen Nationalmannschaft abhörte. Am Ende wurde er von rund 5.000 Sportjournalisten zum besten Torwart der Welt gewählt. Er sagte: „Das Allerschönste ist, dass ich weiß, dass Jesus mein Erlöser ist und dass ich eine Hoffnung über den Tod hinaus habe.“

Wie sind Sie an die großen Stars herangekommen?

Das läuft immer unterschiedlich ab, meist über Agenturen, später durch Kontakte, die sich im Laufe der Zeit ergeben. Als ich etwa ein Gespräch mit Peter Maffay – den ich über seinen Agenten angefragt hatte – und Udo Lindenberg führte, lernte ich den Rockpapst Europas, Fritz Rau, kennen. Er hat 50 Jahre lang die bedeutendsten Rockkonzerte organisiert und veranstaltet. Wir wurden gute Freunde. Dank Rau war ich auf Tourneen von Johnny Cash, Cliff Richards und anderen oft der einzige, der diese Leute interviewen durfte, wie bei Cashs letzter Deutschland-Tour. Solche Dinge und Kontakte kann man nicht planen, die werden einem geschenkt, weil ich ein echtes Anliegen habe. Diese Leute spüren, dass das nicht irgendetwas ist.

„Ich würde vielleicht am Ende ganz allein mit meinem Gott sein wollen und ihm danken für alles, was er mir in meinem Leben geschenkt hat.“

Was ist Ihr Anliegen?

Mein Anliegen ist zum einen, dass ich diesen Leuten wirklich seelsorgerlich helfen möchte. Ich sehe sie nicht als Missionsobjekt an, sondern begegne ihnen von Mensch zu Mensch. Wichtig ist, dass sie spüren, wir nehmen uns gegenseitig ernst. Zum anderen habe ich natürlich im Hinterkopf, dass mir die Prominenten die Genehmigung geben, darüber auch in der Öffentlichkeit wenigstens andeutungsweise etwas zu schreiben, wenn ich auch nicht diese seelsorgerlichen Gespräche wiedergeben kann. Aber sie sollen aufgeschlossen sein für diese Fragen und sich dazu bekennen, dass es hinter den Kulissen anders aussieht.

Treten Sie an die Promis als Theologe oder Journalist heran?

Das ist unterschiedlich. Manchmal als interessierter Journalist, ein anderes Mal biete ich als Theologe ein Gespräch an. Manchmal sage ich, dass ich als Religionspädagoge gerne jungen Leuten ein Vorbild vorstellen möchte und glaube, dass sie die geeignete Person ist. So habe ich das etwa bei Peter Maffay gemacht, aber auch bei Schauspielern, Politikern und Wissenschaftlern.

Welchen Wissenschaftler forderten Sie damit heraus?

... und Cliff Richard ...

... und Peter Maffay ...

Fotos: privat

Zum Beispiel den Atomphysiker, Friedensforscher und Philosophen Carl Friedrich von Weizsäcker. Ich habe zehn Jahre lang um ein Interview mit ihm gekämpft. Er sagte mir, er habe keine Zeit für solche Gespräche. Dann habe ich ihm deutlich gemacht, wie wichtig es sei, dass gerade er, der weltbekannt ist und mit Otto Hahn die Atomenergie entdeckt hat, daran interessiert sein müsse, auch für andere ein Vorbild zu sein. Schließlich kam der Augenblick, wo er für ein Gespräch bereit war. Das war in jener Zeit, als er ein Weltkonzil einberufen wollte, auf dem alle Christen für die Abschaffung des Krieges stimmen sollten; denn nach seiner Meinung würde ein Dritter Weltkrieg in einer atomaren Katastrophe enden. Diesen Weltkrieg müsse man verhindern. Er fühlte sich als Atomphysiker selbst betroffen.

Wie lief Ihr Gespräch ab?

Drei Tage vor unserer Begegnung im Frankfurter Hotel Interconti wurde er, der große Bruder des früheren Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker, vom US-Magazin Time neben Albert Einstein und Martin Luther King sowie vier anderen zum genialsten Universalgelehrten des 20. Jahrhunderts gewählt. Er lobte die anderen, war aber so bescheiden, dass er sich selbst nicht dazu zählen wollte. Wir haben fünf Stunden miteinander unter vier Augen gesprochen. Da kamen wir auch auf Jesus Christus zu sprechen. Er sagte: „Wenn ich Jesus Christus nicht persönlich begegnet wäre, wüsste ich nicht, wie ich hätte leben sollen. Er ist für mich meine Hoffnung im Leben und im Sterben."

Sie haben für das Buch „Wenn ich nur noch einen Tag zu leben hätte" hunderten Jugendlichen die Frage gestellt, was sie dann tun würden. Was würden Sie, Herr Klempnauer, tun, wenn Sie nur noch einen Tag hätten?

Ich würde gern mit meiner Familie noch einmal zusammensein, gern noch einen Gottesdienst besuchen. Ich würde vielleicht am Ende ganz allein mit meinem Gott sein wollen und ihm noch einmal danken für alles, was er mir in meinem Leben geschenkt hat.

Was haben Ihnen die intensiven Gespräche selbst gebracht?

Der US-Fernsehprediger und Gründer der Crystal Cathedral, Robert Schuller, sagte mir in einer unserer Begegnungen: „Ich bin einer von denen, denen ich begegnet bin." So würde ich auch sagen, dass ich von all diesen Interviewpartnern Anstöße für mein eigenes Leben bekommen habe.

Welchen Anstoß finden Sie bemerkenswert?

Ich denke an Mutter Teresa in Kalkutta. Ich bin einen ganzen Tag mit ihr zusammen gewesen. Sie war äußerlich eine ganz unscheinbare Person, 1,50 Meter groß. Als ich ihr gegenüber saß, spürte ich die Liebe, die sie ausstrahlte. Ich fragte sie nach ihrer Motivation, für die Ärmsten der Armen da zu sein. Dann antwortete sie mit den Worten Jesu: „Ich bin hungrig gewesen und ihr habt mich gespeist, ich bin nackt gewesen und ihr habt mich bekleidet, ich bin im Gefängnis gewesen und ihr habt mich besucht. Was ihr einem unter diesen meinen Geringsten getan habt, das habt ihr mir getan." Sie sah in den anderen Menschen ein Ebenbild Gottes. Und da, wo sie anderen Menschen hilft, gibt sie Jesus die Ehre. Zum Schluss überreichte sie mir ihre Visitenkarte. Darauf steht: „Die Frucht der Stille ist das Gebet, die Frucht des Gebetes ist der Glaube, die Frucht des Glaubens ist die Liebe und die Frucht der Liebe ist der Dienst. Die Frucht des Dienstes ist der Friede." Die Frau hat mich – wie viele andere auch – aber in besonderer Weise beeindruckt, weil sie nichts aus sich selbst gemacht hat, sondern nur, wie sie es einmal gesagt hat, ein Bleistift in Gottes Hand sein wollte.

Vielen Dank für das Gespräch.

... und Mutter Teresa

pro VIDEO

Film zum Artikel online:
bit.ly/klempnauer

Anzeige

christliche medien akademie

Besser schreiben, sicherer auftreten, ansprechender gestalten, öffentlich präsenter sein

Wir helfen Ihnen dabei!*

CRASHKURS PRESSESPRECHER
23. September 2016

Referent: Egmond Prill,
Leiter der Christlichen Medienakademie,
Pressesprecher verschiedener
Großveranstaltungen

*Auch als Inhouse-Seminar
in Ihrer Gemeinde

Infos und Anmeldung
info@christliche-medienakademie.de
Telefon (0 64 41) 9 15 166
christliche-medienakademie.de

Johanna Haberer hat die Medienarbeit der Evangelischen Kirche in den vergangenen Jahrzehnten maßgeblich mitgeprägt

Kirchenfrau mit Medienwirkung

Sie lehrt Christliche Publizistik an der Universität Erlangen, sprach das Wort zum Sonntag und war an der Gründung von Bibel TV beteiligt. Zur Wahrnehmung der Evangelikalen in den Medien hat Johanna Haberer einiges zu sagen – und formuliert klare Kritik an der EKD. |

VON MORITZ BRECKNER

Johanna Haberer ist die einzige mit ihrem Beruf in Deutschland. Die 60-Jährige ist Professorin für Christliche Publizistik an der Universität Erlangen, zuständig für die Studiengänge Medien-Ethik-Religion sowie Christliche Medienkommunikation. Ihre Studenten sind bunt gemischt: Christen aus Landes- und Freikirchen bilden die Mehrheit, aber auch Juden und Muslime sind dabei. Sie befassen sich mit den Fragen, wie christliche und andere religiöse Inhalte in der modernen Medienwelt kommuniziert werden können. Gerade die fertigen Theologen und künftigen Pfarrerinnen und Pfarrer sollen Übung darin bekommen, Fragen der Medien zu beantworten oder rundfunkgerechte Andachten zu halten.

Was sagt die Expertin dazu, warum Evangelikale und Medien sich oft schwer miteinander tun? „In der allgemeinen Presse“, erklärt sie, „und auch in den volkskirchlichen Kirchenblättern gibt es eine große Sorge davor, dass fundamentalistische Strömungen überhandnehmen.“ Solche Strömungen wie bekenntnisorientierte, freikirchliche Gruppen hätten im postchristlichen Deutschland Zulauf, ebenso wie der teils radikale Islam – Fundamentalismus werde gefürchtet, von welcher Seite er auch kommt. Aber müssen evangelikale Christen deswegen als gefährlich und radikal dargestellt werden, wie es immer wieder in Reportagen unter anderem der ARD zu sehen war? „In freikirchlichen Gottesdiensten geht es viel um Emotion, es ist schwierig, rein nachrichtlich darüber zu berichten“, sagt Haberer. Einfacher gehe das bei politischen Statements, die sie etwa zur Flüchtlingsfrage von Evangelikalen in den Medien vermisst habe.

Dass sich eine evangelikale Publizistik in Deutschland etabliert habe, sei nicht verwunderlich, erklärt die Wissenschaftlerin. Das liege auch an der volkskirchlichen Presse, die evangelikale und theologisch konservative Inhalte früher nicht immer ausreichend und fair abgebildet habe, ansonsten allerdings „einen guten Job“ mache – derzeit besonders: die Zeit-Beilage Christ & Welt.

Dass Haberer die Hamburger Wochenzeitung Die Zeit erwähnt, liegt nahe, denn ihre Schwester Sabine Rückert ist dort stellvertretende Chefredakteurin. Auch Rückert versteht sich als gläubige Christin, die Schwestern sind oft über Themen christlicher Grundüberzeugungen und Ethik im Gespräch. Als Töchter von Gertrud und Georg Rückert stammen sie aus einer protestantischen Dynastie – ihr Vater gründete das Augustinum, eine Einrichtung der Diakonie, die Wohnstifte für alte Menschen sowie Schulen und Behinderteneinrichtungen betreibt. Heute leitet ihr Bruder, Markus Rückert, die Geschäfte. Haberer studierte Theologie, Germanistik und Theaterwissenschaften in München und Erlangen. Die Frage, wie politisch das Christentum sein kann und wie es sich politisch artikuliert, hat sie schon damals beschäftigt: „In den 70er Jahren haben wir uns natürlich mit feministischer und sozialistischer Theologie befasst“, erinnert sie sich. Heute wünscht sie sich das kirchliche Augenmerk auf einem ganz anderen Politikfeld: dem Datenschutz in der digitalen Gesellschaft. „Unsere Daten, Bewegungen, Vorlieben, all das ist heute in der Hand von Konzernen wie Google und Facebook“, kritisiert sie. Die global agierenden Internet-Firmen gewännen so eine ungeheure Macht über den Menschen: „Sie wissen, wohin du gehst, was du denkst, dir wünschst und fühlst, wie es von Gott im 139. Psalm heißt: Ich sitze oder stehe, so weißt du es“, sagt sie. „Dabei soll nur Gott diese Macht

Foto: pro/Moritz Breckner

haben. Warum gibt es keinen Aufschrei der Kirchen?“ Moment, ließe sich einwerfen, der Kirche wird ja ohnehin bereits vorgeworfen, zu häufig zu politisieren und dabei ihren eigentlichen Auftrag, die Verkündigung des Evangeliums, zu vergessen. Erst im Februar stellte der Protestant Wolfgang Schäuble fest: „Manchmal aber entsteht der Eindruck, es gehe in der evangelischen Kirche primär um Politik, als seien politische Überzeugungen ein festeres Band als der gemeinsame Glaube.“ Haberer kontert: „Es geht bei der digitalen Vernetzung um unser tiefstes Denken und um die Freiheit unserer Entscheidungen. Die Kritik an der Macht der Konzerne erwächst aus der christlich-jüdischen Überzeugung, dass es keine totale Macht über Menschen geben darf, ohne deren Kontrolle. Diese Konzerne haben die Menschen in der Hand, wie im Mittelalter die Katholische Kirche sie in der Hand hatte. Sie begleiten uns vom Babyfoto bis zur Sterbeanzeige in einem Facebook-Account.“

Die Christliche Publizistik und Theologie müssten sich mit „voller Power“ damit befassen, welchen Einfluss die digitale Kommunikation auf die Menschen habe. Klingt das nicht ein bisschen nach der Piratenpartei? Haberer lacht und sagt, zumindest Sympathien seien vorhanden.

Geburtshilfe für Bibel TV

Die Wissenschaftlerin kennt die Medien von allen Seiten und hat auch vor der Kamera gestanden – 2002 bis 2006 für das „Wort zum Sonntag“ in der ARD. „Die Sendung ist ja nicht als missionarische Gelegenheit gedacht, sondern als ‚öffentliche Seelsorge‘, als Ansprache an die Gesellschaft zu einem aktuellen Thema“, rechtfertigt sie die wenig evangelistische Tonlage des Formats. Bei der Themenauswahl habe sie sich an der aktuellen Nachrichtenlage orientiert und versucht, sie in einen größeren Kontext zu setzen. Eine Begebenheit ist Haberer besonders im Gedächtnis geblieben: Als Rundfunkbeauftragte der EKD verantwortete sie 1997 auch eine Ausgabe des „Wortes zum Sonntag“, das von katholischer Seite stark kritisiert wurde: Die Deutsche Bischofskonferenz hatte damals nach heftigen internen Debatten entschieden, keine Beratungsangebote für Schwangere mehr durchzuführen, um nicht potentiell an Abtreibungen beteiligt zu sein. Das griff der Beitrag scharf an. „Damit hatten wir gegen das ungeschriebene Gesetz verstoßen, keine konfessionellen Konflikte in dieser Sendung auszutragen“, erinnert sich Haberer ohne Bedauern. „Die Frage nach dem Ausstieg aus der Schwangerschaftsberatung war auch innerkatholisch umstritten, und wir mussten etwas dazu sagen, die Öffentlichkeit wartete darauf.“

Mehr christliches Bekenntnis im Fernsehen gibt es bei einem anderen Projekt, bei dessen Gründung 2002 Johanna Haberer die Hände im Spiel hatte: Bibel TV. „Ich wurde als Rundfunkbeauftragte oft von charismatischen oder evangelikalen Gruppen angesprochen, die gerne im lokalen Fernsehen einsteigen wollten und dafür Geldquellen suchten, denn Fernsehen war damals noch sehr teuer.“ Sie habe dieser Bitte nicht entsprechen können, zum einen aus finanziellen Gründen, zum anderen war die Vorstellung, dass lauter „christliche Splittergruppen billiges Fernsehen“ machten, religionspolitisch auch nicht verlockend. Bis eines Tages der Unternehmer Norman Rentrop mit einer großen Summe Geld und dem Wunsch, einen christlichen Fernsehsender zu gründen, auf sie zugekommen sei. Dabei half Haberer gerne, unter der Bedingung der Zusammenarbeit verschiedener Gruppen und Konfessionen: „Nicht jeder sollte sein eigenes Ding machen, billig und schlecht, sondern mit vereinten Kräften!“ Man habe sich auf die Bibel als gemeinsame Grundlage verständigt, aber bewusst in den ersten Jahren keine Predigten auf Bibel TV ausgestrahlt, um darüber keinen Streit zu provozieren. Bei der Gründung waren neben den Kirchen auch Gesellschafter wie ERF Medien oder der Christliche Medienverbund KEP an Bord: „So haben wir es gemeinsam geschafft, einen evangelikal profilierten Sender zu etablieren“, erklärt Haberer. „Ich muss gestehen: Das war meine Idee“, freut sie sich – wie es auch ihre Idee war, den NDR-Journalisten Henning Röhl als Chefredakteur an Bord zu holen. Erst einige Jahre später begann Bibel TV, neben Musik, Reportagen und Interviews auch Gottesdienste zu übertragen. Die Landeskirchen, die im öffentlich-rechtlichen Rundfunk vertreten sind, können mit diesem Konzept gut leben.

> „Wenn die Christen als eine relevante Stimme wahrgenommen werden, ist das immer großartig.“

Heute widmet Haberer, die Mutter einer Tochter ist, ihr Leben der Nachwuchsförderung in der christlichen Publizistik. Die Medienarbeit ihrer Evangelischen Kirche beobachtet sie kritisch: „Es ist ein Unterschied, ob ich öffentlich über theologische Fragen spreche, oder ob ich PR für eine Institution mache. Und bei der EKD habe ich oft das Gefühl, es passiert eher Zweiteres.“ Das Interesse an einer positiven Selbstdarstellung hindere so die Kirche bisweilen daran, unbequem in öffentliche Debatten einzuschreiten. „Das Ziel sollte aber nicht sein, eine Institution zu verkaufen, sondern als Christen in der Gesellschaft gehört zu werden“, findet Haberer. Der Grat sei hier sehr schmal, aber die Sensibilität der Menschen sei groß.

Gut sei, dass die Kirche in der lokalen und regionalen Berichterstattung präsent sei. Häufig in überregionalen Medien zu erscheinen, sei gar nicht unbedingt wünschenswert: „Wenn die Kirche in der Tagesschau auftaucht, dann meistens wegen irgendeines Skandals.“ Einen Wunsch hat Haberer für die Zukunft der Kirchen und der christlichen Publizistik: „Wenn die Christen als eine relevante Stimme wahrgenommen werden, ist das immer großartig“, findet sie. „Und ich finde es besonders wirksam, wenn beispielsweise Politiker wie Winfried Kretschmann, Angela Merkel oder Joachim Gauck ihr politisches Engagement christlich begründen.“ Davon könne man mehr gebrauchen.

Der das Heft in die Hand nahm

Wie kommt ein junger Student dazu, eine Zeitschrift zu gründen, obwohl jeder davon spricht, dass „Print“ keine Zukunft mehr hat? Daniel Höly hat es einfach gemacht: Ein werteorientiertes Magazin, das junge Menschen herausfordern und Debatten anstoßen will. Der Name SHIFT – „Veränderung“ – ist Programm. | VON JOHANNES WEIL

Daniel Höly ist Jungunternehmer. Er lebt mit seiner Frau Debora und dem vier Monate alten Sohn Noah in einem beschaulichen Stadtteil von Bonn. Seine Wohnung ist sein Arbeitsplatz. In seinem Büro entsteht die Zeitschrift SHIFT. Ein „Gesellschaftsmagazin für konsum-, umwelt- und wertebewusste junge Erwachsene mit Mut zur Veränderung“, wie es in der Selbstbeschreibung des Heftes heißt. Die Idee für eine eigene Zeitschrift kommt ihm schon 2010, als er bei einem Auslandsaufenthalt auf seinen Kumpel wartet, der beim Frisör sitzt. Seitdem ist sie gereift. Ganz ursprünglich sollte es eine Zeitschrift für Digital Natives werden, also für die Generation, die von Anfang an mit digitalen Medien aufgewachsen ist. „Das war mir aber thematisch zu eng und ich habe die Idee verworfen“, sagt der junge Mann in der Rückschau. Zeitschriften hat er schon immer gerne gelesen: „Es gab aber keine mehr, auf die ich mich richtig gefreut habe.“

Zwei Jahre später wird es konkret: In seiner Diplomarbeit zum Abschluss des Online-Journalismus-Studiums in Darmstadt erarbeitete er ein Konzept, wie ein spannendes und gutes Printmagazin aussehen könnte, und setzte es mit einem Grafikprogramm selbst um. Kurze Zeit später begann er, mit einer professionellen Agentur zusammenzuarbeiten. Mit Hilfe einer Spendensammlung im Internet, des sogenannten Crowdfundings, gelang es ihm, über 270 Personen für sein Projekt zu begeistern und 7.000 Euro zu sammeln. Die Medien wurden auf ihn aufmerksam: die Süddeutsche Zeitung, die Bild-Zeitung und das Deutschlandradio berichteten über seine Zeitschrift SHIFT.

Eine eigene Firma

„Shift“ bedeutet übersetzt „Wandel“ oder „Veränderung“. Als Verb kann es auch „bewegen“ oder „verschieben“ heißen. „Die digitalisierte Gesellschaft verändert vieles. Ich wollte ein Medium schaffen, das diesen Prozess begleitet und einen Sinneswandel bewirkt. Hin zu mehr gegenseitiger Rücksichtnahme und Respekt voreinander“, sagt Höly. Er wünscht sich eine Haltung, die das Gegenüber nicht nur wahrnimmt, sondern auch wertschätzt. Mit seinem Magazin möchte er „dazu ermutigen, das Leben als lebenswert zu betrachten“. Als er und Debora noch eine Fernbeziehung führten, nutzte er die langen Autofahrten der Mitfahrzentrale nach Berlin, um mit jungen Menschen über sein Konzept zu sprechen: Viele waren davon auf Anhieb sehr angetan, was für Höly ein Ansporn war, das Ganze weiterzudenken.

Er verbrachte viel Zeit damit, die Firmengründung vorzubereiten, um SHIFT zu produzieren und herauszugeben. Von Fünf-Jahres-Plänen und Umsatz-Renditen hatte er bis dahin fast gar keinen Plan. Er recherchierte im Internet, las Standardwerke und sprach mit Gründern. Die Ergebnisse sammelte er auf einem Whiteboard in seinem Büro. Im Studium kamen diese Inhalte nicht vor. „Früher war der Weg vom Volontariat zu einer Festanstellung in einer Redaktion vorgezeichnet. Heute müssen junge Menschen im Journalismus andere Wege wählen.“ Höly hat den Schritt gewagt und seine Firma im Herbst 2014 ins Handelsregister eintragen lassen.

Seine Frau Debora ist fester Bestandteil des Teams. Sie bringt Struktur in den Prozess der Entstehung, indem sie etwa einen Seitenplan der kommenden Artikel erstellt und die E-Mail-Korrespondenz mit den freien Autoren koordiniert. Kürzlich hat eine Freundin der beiden ihre gut bezahlte Redakteursstelle aufgegeben und ist nach Bonn gezogen. Von dort aus unterstützt sie jetzt SHIFT halbtags als ehrenamtliche Redakteurin. Zu dritt produzieren sie das Heft. Sie legen das Thema jeder Ausgabe fest und suchen dann nach passenden Geschichten und Autoren aus ihrem Netzwerk. Die müssen keine Journalisten sein. „Sie sollten etwas zu sagen haben und zudem geradeaus denken können.“ Etwa 25 Texte sind es je Ausgabe: Der jüngste Mönch Deutschlands war schon im Heft, ebenso wie ein Gangsta-Rapper. „Ideen, die uns bei der Themenfindung als erstes kommen, sind erwartbar. Sie gilt es, weiterzudrehen.“ Als Team machen sie das Heft rund, das bedeutet bei manchen Artikeln auch, die Ecken und Kanten herauszuarbeiten.

Lernen, ökonomischer zu denken

2014 hat Höly den mit 10.000 Euro dotierten Bayerischen Printmedienpreis gewonnen. Zwei Ausgaben hat er mit Crowdfunding finanziert. Auf die Höhepunkte folgen jedoch immer wieder Tiefschläge, bis hin zu juristischen Auseinandersetzungen. Gründe, aufzugeben, gab es in den vergangenen Jahren genug.

Daniel Höly ist der festen Überzeugung, dass eine gedruckte Zeitschrift mit der richtigen Themensetzung Zukunft hat

Vor allem finanziell war er das eine oder andere Mal am Limit. Es gab nicht genug Einnahmen, etwa bei den Anzeigenerlösen, und zu hohe Kosten – ganz abgesehen von der Arbeitsbelastung. Trotzdem betreibt er weiter diesen Aufwand. „Meine Generation liegt mir einfach am Herzen."

Am 1. April 2015 war die erste offizielle Ausgabe im Handel erhältlich. Thematisch wollte Höly mit dem Titel kurz vor Ostern einen „Break" setzen: Es ging um Entschleunigung, Innehalten, Pause machen. Durch jede Ausgabe zieht sich ein Schwerpunktthema wie ein roter Faden: „So können wir in die Tiefe gehen und gleichzeitig überraschende und völlig unerwartete Facetten eines Themas zeigen", erklärt Höly. Dieses Jahr im April erscheint die dritte Nummer, in der es um Bildung geht. Irgendwann sollen es vier Hefte pro Jahr sein.

Höly weiß, dass SHIFT wachsen muss, damit es sich rechnet. 5.000 Abonnenten oder zehn bis 13 gut bezahlte Anzeigen braucht er, damit sich das Projekt finanziert und er sich erstmals selbst ein Gehalt ausbezahlen kann. Noch können sie als Familie nicht von SHIFT leben. Deshalb hat Höly noch Nebenjobs. In naher Zukunft geht es darum, einen geeigneten Investor für das Magazin zu finden, damit Höly auch in Marketing und Vertrieb investieren kann. Bisher liegt dieser Etat bei null Euro. Alle Kampagnen beruhen auf eigenen Ideen, die ihm oft beim Musikhören oder unter der Dusche kommen.

SHIFT gibt es in bundesweit allen Bahnhofsbuchhandlungen oder als Abonnement, das er SHIFT-Flat nennt. Es gibt zudem einige Unterstützer, die freiwillig 20 Euro für die Zeitschrift zahlen – und als Dankeschön etwa einen SHIFT-Kugelschreiber zusätzlich bekommen. Eine Person habe sich sogar entschieden, 700 Euro für das Magazin zu bezahlen: mit der lebenslangen Garantie, dieses zu erhalten. Der junge Unternehmer hat sich auch dagegen entschieden, seine Zeitschrift mit 6,99 Euro zu bewerben, weil der Kunde dann den Eindruck gewinnt, dass es billiger sei: „Sieben Euro sind ein ehrlicher Preis."

Keine PR für Jesus und den Himmel

Mit seinen Artikeln möchte Höly provozieren, „aber nicht um des Provozierens willen". Der Journalist wünscht sich, dass Menschen anfangen, Dinge neu zu denken: „Manche Leser melden zurück, dass sie das Heft von vorne bis hinten lesen. Dann haben wir alles richtig gemacht", sagt er. SHIFT solle nach vorne blicken und die gesellschaftliche Debatte prägen – „respektvoll und nicht besserwisserisch".

Höly möchte als Christ mit seinem Magazin keine „PR für den Himmel machen und kein Anwalt für Jesus sein". Er will „saubere journalistische Arbeit abliefern und der Wahrheit so nah wie möglich kommen". Obwohl er den Glauben nicht explizit zum Thema macht, schimmern Werte wie Treue, Offenheit und Ehrlichkeit, die Höly wichtig sind, durch. Sein Vorbild ist Jesus, der auf die Leute zugeht, ihnen auf Augenhöhe begegnet, sie bewegt, berührt und verändert.

Aber wieso setzt er auf eine gedruckte Zeitschrift, wo doch die meisten im Online-Geschäft ihr Heil suchen? Das „Print ist tot"-Gerede hält er für Quatsch. Genau wie mit Facebook und YouTube gebe es auch in der gedruckten Branche Wandel und Veränderung. Deswegen möchte er die Chancen von Print und Online gemeinsam nutzen: „Sie sollen sich ergänzen, aber nicht ersetzen." Parallel zur gedruckten SHIFT betreibt Höly bereits seit mehreren Jahren das Online-Magazin juiced. Dort hat er mit noch anderen Autoren über 1.400 Beiträge veröffentlicht. Auch die Themen von SHIFT greift er hier auf. „Die stärkste Marke ist es, wenn du beide Kanäle bedienst."

Dass Höly den richtigen Riecher für eine Zeitschrift für werte-, konsum- und umweltbewusste Menschen hat, konnte er beim Stand auf der Frankfurter Buchmesse beobachten, wo sein Projekt auf großes Interesse stieß: „Wir richten uns an Menschen, die Mut zur Veränderung haben. Leute, die schon alles wissen, werden keine Freude an SHIFT haben." Wenn es mit SHIFT einmal nicht weitergeht, dann könnte der 29-Jährige sich auch vorstellen, nach Indonesien oder Nordkorea zu gehen und beispielsweise ein Waisenhaus aufzubauen. Aktuell wünscht er sich aber, dass er von der Zeitschrift leben kann, dass sie stabil wächst und dass sie etwas in der Gesellschaft bewirkt. „Dafür lohnt sich der Aufwand. Es soll ja nicht egal sein, ob es SHIFT gibt oder nicht."

Fotos: SHIFT | pro/Johannes Weil, Jonathan Steinert | Fotolia/Olga Kovalenko

Dr. Edgar S. Hasse ist Redakteur des Hamburger Abendblatts für Hamburg und Norddeutschland

Geh aus, mein Herz …

Als Journalist über die Natur zu berichten, ist ein besonderes Privileg: Es bringt einen immer wieder zum Staunen über Gottes Schöpfung. | VON EDGAR S. HASSE

Auf einer Hamburger Streuobstwiese stand im Herbst eine Gruppe von Menschen, inklusive etlichen freilaufenden Hühnern. Im Zentrum befanden sich ein Fahrzeug mit einem nagelneuen Entsafter und körbeweise frisch gepflückte Äpfel. Es waren alte Apfelsorten wie Finkenwerder Herbstprinz und Ruhm von Kirchwerder, die paradiesisch schmecken, aber die kaum noch einer kennt. Dann drückte ein Pomologe, ein Apfelexperte, auf einen Knopf – und der Testlauf für den mobilen Entsafter begann. Am Ende floss der Apfelsaft in einen Behälter; er schmeckte köstlich.

„Großartig ist alles, was du geschaffen hast, das erkenne ich“, heißt es im Psalm 139. Seit ich journalistisch tätig bin – und das sind bald 40 Jahre –, interessieren mich außer den großen politischen und religiösen Themen auch die Wunder und die Wohltaten der Schöpfung. Dass ich mit dieser Leidenschaft nicht allein bin, beweisen nicht nur das Interesse der Leser, sondern inzwischen auch die vielen Internetforen und Facebook-Gruppen zu diesem Thema. In einer solchen Gruppe für Wildlife-Fotografen habe ich das Foto eines See-Elefanten-Bullen mit Königspinguinen gepostet, das ich auf einer meiner Polarreisen gemacht hatte. Es scheint, als würde der Bulle mit breit gezogenem Maul lächeln – das Lächeln eines Geschöpfes, das sich seines Daseins freut.

Vor ein paar Wochen musste ich allerdings über ein Tierschicksal berichten, das große Aufmerksamkeit fand: Acht Pottwale waren in der Nähe von Friedrichskoog (Schleswig-Holstein) gestrandet. Sie starben lang und qualvoll, erdrückt durch ihr eigenes Gewicht. Diese Strandung an der Nordsee gilt als die bislang zahlreichste in Deutschland. Die Jungbullen hatten sich auf ihrem Weg von Nordnorwegen Richtung Azoren in die viel zu flachen Gewässer der Nordsee verirrt. Noch ist das Phänomen, dass sie bei ihren Wanderungen durch die Weltmeere in eine tödliche Sackgasse geraten können, nicht vollends erforscht. Aber es stimmt traurig, dass Tierärzte bei der Obduktion in ihren leeren Mägen Reste von Fischernetzen und Plastikmüll fanden.

Sich die Erde untertan machen

So bleibt ein der Natur und ihren Geschöpfen verbundener Journalismus für mich nicht beim Staunen über Gottes Schöpfung stehen, der Mensch wie Tier und Pflanze wunderbar gemacht hat. Jedoch sind wir Menschen auf dem besten Wege, die Lebensgrundlagen auf unserem Planeten zu zerstören. Deshalb muss, wer über Natur schreibt, auch auf ihre akute Gefährdung und Zerstörung durch den Menschen und die Gier der Konzerne hinweisen. Es zeigt, dass bei aller Schönheit der Erde die gesamte Schöpfung auf Erlösung hofft. Es ist das „Seufzen der Kreatur“, mit dem wir alle verbunden sind – die Wale in den Weltmeeren genauso wie Nutz- und Haustiere.

In Ostgrönland begegnete ich jüngst einigen Inuits, die mit ihren Ferngläsern einen Eisbären ins Visier nahmen. Er war wenige Stunden zuvor im Dorf aufgetaucht. Bestimmt ist dieser Eisbär längst erschossen worden, weil er für die Bewohner eine reale Gefahr darstellte. Bei dieser Entscheidung ging es allerdings genauso wenig um Profit wie bei der in dieser Region teilweise erlaubten Jagd nach kleinen Walarten. Es ging um das Leben und Überleben der Einwohner, und deshalb ist es recht, dass sich der Mensch in diesem Fall die „Erde untertan“ macht.

Bald beginnt ein neues Garten- und Landwirtschaftsjahr. Die Beete und Felder werden bestellt und alles sehnt sich nach Sonne und Wärme und Licht. Selbst in einem Großstadtjournalisten wie mir löst das jedes Mal Freude und Begeisterung aus. Ich bin gespannt, welche Storys dann vor der Haustür liegen.

„Großartig ist alles, was du geschaffen hast, das erkenne ich.“
(Psalm 139,14)

Foto: Alec Weir/unsplash

Deutschland schafft sich nicht ab

Viele Wissenschaftler zeichnen ein düsteres Bild von Deutschlands Zukunft: Die Gesellschaft schrumpft und altert, bis sie womöglich ausstirbt. Der Volkswirtschaftler Thomas Straubhaar hält dagegen. | VON JOHANNES WEIL

Foto: Jürco Börner Fotografie

Thomas Straubhaar möchte kein düsteres Bild für die Zukunft der Gesellschaft zeichnen: „Der Untergang ist abgesagt: Wider die Mythen des demografischen Wandels“, edition Körber-Stiftung, 206 Seiten, 18 Euro, ISBN 9783896841742

Der Volkswirtschaftler Thomas Straubhaar wehrt sich gegen ein pessimistisches Untergangsszenario für die Gesellschaft. Mit seinem neuen Buch „Der Untergang ist abgesagt“ möchte er Vorurteile und Halbwahrheiten als Mythen entlarven. Straubhaar arbeitet einzelne Punkte ab, die aus seiner Sicht ein Mythos sind. Zum Beispiel die Annahme, dass der demografische Wandel nicht umkehrbar und Deutschlands Wohlstand bedroht sei. Manch Sorge und Angst sei verständlich, aber es gebe auch weit optimistischere Bewertungen der Zukunft. „Deutschland wird überleben, anders, aber nicht schlechter“, meint Straubhaar, der bis 2014 Direktor des Hamburgischen WeltWirtschaftsInstituts (HWWI) war.

Eine niedrige Geburtenrate ist für Straubhaar kein Grund, den Kopf hängen zu lassen. Die Alterung der Gesellschaft werde die Wirtschaft, Gesellschaft und Politik in vielerlei Hinsicht verändern. Aber es seien auch neue Formen des Zusammenlebens entstanden: „Bedarfs- und Lebensgemeinschaften sowie Patchwork-Biografien lösen traditionelle lineare Karrieren und Lebensverläufe ab.“ Auch die Grenzen zwischen den Generationen verblassten. Deutschland werde bunter. Das mache den gesellschaftlichen Konsens über wichtige Zukunftsfragen schwieriger – aber nicht unmöglich. Eine kluge Integrationspolitik sei nötig, um soziale Spannungen gar nicht erst aufkommen zu lassen und den Menschen Wege zu öffnen, mahnt der Wirtschaftswissenschaftler. Die Gesellschaft könne mit dem demografischen Wandel viel entspannter umgehen, als es aktuell geschieht, findet er und schlägt einen Bogen zur aktuellen Flüchtlingsproblematik: Diese trage mit dazu bei, dass die Veränderungen in der Altersstruktur der Bevölkerung schlicht Makulatur würden.

Chancen der alternden Gesellschaft nutzen

Studien über die Zukunft seien keine absoluten Warheiten, erklärt Straubhaar: „Sie liegen zum Teil kläglich neben der Realität.“ Vor allem bei Berechnungen der Bevölkerungsentwicklung hätten sich nicht alle Prognosen als richtig erwiesen. Die Zukunft halte viele Überraschungen und Ungewissheiten parat. Dass ein Bevölkerungsrückgang den Wohlstand der Deutschen schmälert, findet der Autor nicht. „Es muss nicht immer notwendigerweise mehr produziert werden, um immer mehr Menschen satt und zufrieden zu machen.“ Die Angst vor der Vergreisung ist für ihn ein fataler Irrtum. Die Gesellschaft müsse möglichst bald die Möglichkeiten einer alternden Gesellschaft nutzen. Schließlich sei diese so gut ausgebildet wie noch nie.

Zum Thema Zuwanderung stellt Straubhaar fest, dass finanzielle Schwierigkeiten bei deren Bewältigung weniger spezifische Probleme der Migration, sondern generelle Probleme des Sozialstaats sind. Gleichzeitig wendet er sich gegen die Angst vor einer Überfremdung. Diese sei dort am größten, wo es am wenigsten Fremde gebe. Die zunehmend heterogene Gesellschaft dürfe nicht zu sozialer Spaltung führen. Deutschland lasse aus seiner Sicht viele Potenziale liegen. Gelänge es, Frauen, Ältere und eben Menschen mit Migrationshintergrund besser in den Arbeitsmarkt zu integrieren, wäre der Fachkräftemangel ein Phantom, so Straubhaars These.

Auch dass die öffentliche Infrastruktur vielerorts in den regionalen Zentren konzentriert werden, weil der ländliche Raum ausdünnt, ist für Straubhaar kein Grund zur Panik. Eine künstliche Korrektur des Prozesses hält er nicht für dienlich und konstatiert: „Offenbar bieten im 21. Jahrhundert Städte Menschen bessere Chancen als der ländliche Raum.“

Für den Volkswirtschaftler steht fest, dass Deutschland für die Zukunft besser gerüstet ist, als von vielen Pessimisten befürchtet: „Ersetzt man Mythen durch nüchterne Analysen, lassen sich zielgerichtete bevölkerungspolitische Maßnahmen ableiten. Werden diese tatkräftig und rechtzeitig umgesetzt, wird es erst recht keinen Untergang geben“, bilanziert er. Der gebürtige Schweizer erkennt Probleme, bietet aber alternative Lösungen an. Seine Ansätze scheinen plausibel, begründet und nachdenkenswert. Die Argumente der Kritisierten und damit eine echte Auseinandersetzung kommen dagegen leider etwas zu kurz. Für ein Buch mit einem sehr theoretischen Thema ist es eine unterhaltsame Lektüre. Nicht zuletzt zeigt es eine Perspektive für die Zukunft auf, die so manchem schwarz gemalten Szenario erfrischend zuversichtlich entgegensteht.

Foto: Fotolia/Pavlo Vakhrushev

Zu Gast beim Nachbarn

Der Bürgerkrieg in Syrien geht in das sechste Jahr. Millionen Menschen sind deshalb auf der Flucht – nicht nur nach Europa: Das kleine Nachbarland Libanon hat über eine Million Syrer aufgenommen. Die leben zum Teil auf Baustellen und in Zelten. Vom Staat bekommen sie nichts. | VON JONATHAN STEINERT

Rosenstöcke im Ölkanister: In den Zeltsiedlungen der Flüchtlinge hat das Leben eine gewisse Normalität angenommen

Fotos: pro/Jonathan Steinert

Wafaa sitzt auf einer Matratze auf dem Boden ihrer Wohnung, schwarzes Kopftuch, hellblaue Jeans, darüber ein grau-brauner Mantel. Eine Stoffgardine, die hinter ihr an der unverputzten Wand herunterhängt, versucht dem Raum so etwas wie Wohnlichkeit zu vermitteln. Ebenso die Plastikblumen, die an der grauen Ziegelmauer gegenüber hinter einer Nylonschnur klemmen. Eines ihrer Kinder versucht, die abstehende Ecke eines Teppichs wieder am Boden festzukleben. Doch der Klebestreifen hält auf dem nackten Beton nicht. Die 35-Jährige wischt sich die Tränen aus dem Gesicht, als sie davon erzählt, wie ihr Mann in Syrien bei einem Bombenangriff zerfetzt wurde, sodass man seine Leiche kaum mehr identifizieren konnte. Auf Drängen ihrer Schwester floh sie mit ihren Kindern in den Libanon. Seit über zwei Jahren wohnt sie hier auf etwa 20 Quadratmetern in einem dreigeschossigen Haus, das über den Rohbau nicht hinaus gekommen ist und noch sechs weitere Familien beherbergt. Anfangs verdeckten nur Planen die Öffnung in der Wand, die ins Freie auf den schmalen Balkon führt. „Es fühlte sich an, als säße man draußen“, sagt Wafaa. Besonders im Winter, der hier auch Minusgrade erreicht, war das hart. Da half auch der kleine Ölofen nichts, der im Zimmer steht. Vor sechs Monaten hat die Hilfsorganisation „Medair“ Fenster und Tür eingesetzt. Der Hauseigentümer erlässt der jungen Frau die Miete, weil sie als Witwe ohne Einkommen für sechs Kinder zwischen drei und fünfzehn Jahren sorgen muss. Die ältesten Söhne arbeiten ab und zu in einer Tischlerei und bringen 6.000 Libanesische Pfund in der Woche mit nach Hause. Das sind umgerechnet rund 3,50 Euro.

Über eine Million Syrer flohen vor dem Bürgerkrieg in ihrem Land in den Libanon. Das südwestliche Nachbarland am Mittelmeer ist halb so groß wie Hessen und hat rund vier Millionen Einwohner. Als der Krieg 2011 in Syrien ausbrach, haben viele Libanesen Flüchtlinge privat aufgenommen, mitunter die Syrer, bei denen sie selbst schon einmal während des libanesischen Bürgerkrieges untergekommen waren. Andere leben zur Miete in Garagen, Ställen, Rohbauten – oder in Zelten.

So wie Saeed. Seit drei Jahren. Er ist 33, sieht aus wie Anfang 40, so wie überhaupt viele der Flüchtlinge älter wirken, als sie sind. In Idlib, im Nordwesten Syriens, hatte er sich ein Haus gebaut. Als er fertig war, fielen die Bomben und er floh mit seiner Frau und den drei Kindern, eines von ihnen erst wenige Monate alt. Die beiden älteren Söhne, die heute acht und zehn Jahre alt sind, erinnern sich noch an das Brummen der Flugzeuge, die in der Nacht über ihr Haus flogen; daran, wie die Eltern sie aus dem Bett holten und mit ihnen ins Nachbarhaus rannten, um dort Schutz zu suchen. Das Zelt, in dem die Familie jetzt lebt, ist etwa acht mal vier Meter groß, Kunststoffplanen sind über ein Gerüst aus Holzlatten gespannt, der Boden zu einer ebenen Fläche betoniert. Daneben eine Latrine, immerhin mit einer im Zementboden eingelassenen Toilettenschüssel und Wellblechverschlag – installiert von einer Hilfsorganisation. Die Abwässer laufen ins Feld.

Legal ist zu teuer

Ein Traktor mit Tankanhänger arbeitet sich rückwärts durch die Unebenheiten des eingetrockneten Schlammbodens in der kleinen Zeltsiedlung, in der Saeed lebt. Er bringt Trinkwasser, das in einen 1.000-Liter-Behälter gepumpt wird. Das reicht zehn Tage für Saeed und seine Familie. Dafür, dass sie auf privatem Land

Etwa die Hälfte der registrierten syrischen Flüchtlinge im Libanon sind jünger als 18 Jahre

wohnen, müssen sie jedes Jahr 170 Dollar bezahlen. Wie auch an den anderen der gut zehn Zelte in dieser Siedlung am Rande eines Ackers hängt draußen eine Satellitenschüssel. Drinnen laufen gerade die „Ninja Turtles“ im Fernsehen, das dürfen die Kinder anschauen. Vor einem Dreivierteljahr bekam die Familie noch eine Tochter. Saeed stellt sie auf seinen Schoß und seine Augen beginnen zu leuchten. Seine Frau serviert Tee. „Ich hoffe, dass sich die Lage beruhigt und wir zurückgehen können“, sagt Saeed. Er habe im Libanon bessere Lebensbedingungen als in seiner Heimat erwartet, aber die Realität sehe anders aus. Die Siedlung mit den knapp zwanzig Zelten verlässt er kaum. Denn er ist illegal im Land und hat Angst, an einem der Checkpoints erwischt und verhaftet zu werden. 2015 machte die libanesische Regierung die Grenze zu Syrien dicht. Zwar kann man mit Visum oder syrischem Nationalpass einreisen, muss aber den Grund und Zweck des Besuchs im Libanon darlegen und dokumentieren. Wer bereits im Land ist, muss sein Aufenthaltsvisum jedes Jahr verlängern. Die 200 Dollar dafür kann sich Saeed nicht leisten, wie die meisten Flüchtlinge. Schätzungen zufolge halten sich wegen der verschärften Visa-Richtlinien drei Viertel der syrischen Flüchtlinge illegal im Libanon auf.

Je nach Größe leben in Zeltsiedlungen eine Handvoll oder auch über hundert syrische Flüchtlinge. Es entwickelt sich

Saeed ist mit Frau und drei Kindern aus Syrien geflohen. Seine jüngste Tochter kam vor wenigen Monaten im Libanon zur Welt.

auch eine Art Gemeinwesen. Es gibt einen Vorsteher, den Shaweesh, der die Anliegen der Bewohner und den Kontakt zu Hilfsorganisationen und dem Landbesitzer koordiniert. Die Bewohner besuchen sich, man feiert zusammen Verlobungen, Hochzeiten, das Fastenbrechen im Ramadan. Das Leben scheint eine gewisse Normalität angenommen zu haben. Doch Saeed sagt: „Jede Familie hier trägt ihr eigenes Leid und ihre Sorgen. Wir sind alle hoffnungslos, wir können uns nicht gegenseitig helfen.“ Kontakt zur einheimischen Bevölkerung gibt es kaum. „Wir bleiben lieber unter uns, damit wir nichts falsch machen und keine Probleme bekommen“, erklärt ein anderer.

Diese Sorge teilt auch Ali Mohamad Yasser, Shaweesh einer Siedlung mit 30 Zelten und 200 Bewohnern und Vater von 14 Kindern. Seiner Meinung nach gibt es zwei Gruppen von Libanesen: diejenigen, die helfen und den Flüchtlingen wohlgesinnt sind; und diejenigen, die meinten, sie seien etwas Besseres. Er befürchtet, dass alle Flüchtlinge beschuldigt werden, wenn sich ein Syrer im Gastland falsch verhält. Konkret weiß er aber von keinem solchen Vorkommnis. Negative Erfahrungen hat er aber schon gemacht. Die Siedlung, in der er zuvor lebte, wurde geräumt, nachdem die Bewohner die Miete für ein Jahr im Voraus bezahlt hatten, erzählt er. Nichtsdestotrotz versäumt er es nicht, seine Dankbarkeit darüber zu äußern, dass der Libanon eine so große Zahl von Flüchtlingen aufgenommen hat.

Etwa die Hälfte der registrierten syrischen Flüchtlinge ist unter 18 Jahren alt. Die UNO ermöglicht 200.000 kostenlose Plätze für syrische Kinder an öffentlichen libanesischen Schulen. In der Regel haben die Einheimischen am Vormittag Unterricht, die Syrer nachmittags. Doch ausgeschöpft sind die Plätze nicht. Denn der Transport von der Siedlung zur Schule kann im Monat je nach Entfernung schon mal 25 Dollar pro Kind kosten. Das übersteigt die Ressourcen so mancher Flüchtlinge.

Eine Last für die Kommunen

Die Bekaa-Ebene erstreckt sich von Nord nach Süd zwischen dem Libanongebirge und dem Antilibanon, dem Gebirgszug, der die Grenze zu Syrien bildet. Diese Ebene ist sehr fruchtbar, die Menschen hier leben vor allem von der Landwirtschaft. Sie bauen Wein an, aber auch Oliven und anderes Obst und Gemüse. Syrer sind die billigeren Arbeitskräfte. Wegen dieser Konkurrenz finden es manche Libanesen auch gut, dass es syrischen Flüchtlingen zumindest offiziell verboten ist, zu arbeiten. Trotzdem bekommen sie immer mal wieder Gelegenheitsjobs auf dem Bau oder in der Landwirtschaft. Vor allem syrische Frauen arbeiten auf den Feldern desjenigen, auf dessen Land sie ihr Zelt aufgeschlagen haben.

Der Anteil syrischer Flüchtlinge an der Gesamtbevölkerung ist in der Bekaa-Ebene mit etwa 50 Prozent besonders hoch. In manchen Orten leben sogar mehr Ausländer als Einheimische, wie im 5.000-Seelen-Dorf Hosh Harimi, 15 Kilometer von der syrischen Grenze entfernt. Vor zwei Jahren hatten sich hier 12.000 Flüchtlinge niedergelassen, erzählt der kommissarische Bürgermeister Abdelfatah Amad. Mittlerweile sind es noch 7.000. Die Kommune ächzt unter den vielen Menschen. Vor allem hinsichtlich der Versorgung mit Strom, Wasser und anderen Ressourcen sei die Belastung spürbar, sagt Amad. Auch der Müll und die Beeinträchtigung des Bodens durch die Zeltsiedlungen seien ein Problem. Der Rathauschef schätzt, dass es bis zu zwanzig Jahre dauern könnte, bis sich der Boden an diesen Orten regeneriert hat. Aber von Spannungen in der einheimischen Bevölkerung will Amad nichts wissen. Es sei einer der wenigen Orte, wo es keine Konflikte gebe, sagt er über sein Dorf. Dazu habe auch die Unterstützung von Hilfsorganisationen beigetragen.

Nobelpreis für Angela Merkel

Ein paar Kilometer weiter schmiegt sich das Dorf Dakwi an die auslaufenden Hänge des Antilibanon. Die Kirche steht direkt gegenüber der Moschee, am Ortsrand leuchten die weißen Zelte der Flüchtlinge in der Mittagssonne. Auf dem Hügel hinter der Zeltsiedlung wachsen zwischen den rotbraunen, zerklüfteten Felsen einige Olivenbäume. Der Blick reicht über die Weite der Bekaa-Ebene bis zu den Gipfeln der gegenüberliegenden Berge, auf denen der Schnee schimmert. Vor einem der Zelte sitzen Frauen und Kinder auf Plastikstühlen und halten einen Plausch. An einer Leine, die zwischen zwei in die Erde gerammten Pflöcken gespannt ist, flattert Kleidung zum Trocknen im Wind. Einige der Bewohner haben Kanister mit Erde gefüllt und darin Rosen und Kräuter angepflanzt. Bei anderen wachsen auf einem schmalen Streifen Erde vor dem Zelt Zwiebelröhrchen. An der Straße tollen Kinder mit ihren Rucksäcken herum.

Sie sind auf dem Weg in die Schule. Als sie Europäer mit Fotoapparaten sehen, drängen sich alle vor die Linse, um gleich darauf das Foto auf dem Display zu begutachten. Die Hilfsorganisation „Medair“ hat hier Schotter auf den Wegen zwischen den Zelten aufgeschüttet. So versinkt die Siedlung nicht im Schlamm, wenn es regnet.

Die Szenerie wirkt beinahe idyllisch, erinnert an einen Campingplatz – stünden nicht die traurigen Schicksale dahinter. Hamad ist 22, Brille, weißes Hemd, beige Stoffhose und Weste, das Haar gegelt. Den Akademiker sieht man ihm an. In Syrien stand er kurz vor dem Examen seines Ingenieurstudiums, als er vor dem Krieg floh. Eigentlich heißt er anders, aber er will seinen Namen ebenso wie sein Foto nicht in einer Zeitschrift wissen, erklärt er und deutet mit einer Handbewegung an: „Kopf ab“. Er lebt mit seinen Eltern, drei Schwestern, drei Brüdern, zwei Schwägerinnen und zwei Babys in einem Drei-Zimmer-Zelt. Die halbe Familie ist dabei, als die Journalisten Fragen stellen. Alle sitzen auf Matratzen auf dem Boden, der mit einem Teppich ausgelegt ist. In der Mitte des Raumes steht ein Ölofen, in der Ecke hat der Fernseher seinen Platz. Es gibt heißen, süßen Tee. Die Zeltplanen rascheln und bewegen sich leicht im Wind.

Wenn Hamad Geld hätte, würde er nach Deutschland gehen. „Es ist der Himmel auf Erden“, sagt er. Was er im Fernsehen von Deutschland gesehen habe, sei wundervoll. „Wir lieben dich, Angela Merkel“, sagt er. Dafür, dass sie so warmherzig sei und sich um syrische Flüchtlinge kümmere, verdiene sie den Nobelpreis. Er stellt viele Fragen an die Gäste aus seinem Traumland. Warum macht Frau Merkel das? Warum braucht er als Syrer für Europa kein Visum, aber für arabische Länder? Auch über Facebook hörten er und seine Brüder fast nur Gutes über Deutschland. Dass geflüchtete junge Männer ebenso wie Familien oft in Massenunterkünften leben, hat er noch nicht gewusst. Sein Wunsch ist, eines Tages nach Syrien zurückzugehen, seinen Abschluss an der Uni zu machen und dann dabei zu helfen, sein Land wieder aufzubauen. Aber seine Hoffnung auf eine Perspektive in der Heimat ist gering.

Die Zeltsiedlungen auf privatem Land sind unterschiedlich groß. Während an manchen Orten nur eine Handvoll Zelte zusammenstehen, sind es an anderen bis zu vierzig.

Der Libanon mit seiner Hauptstadt Beirut liegt am Mittelmeer und hat nur zwei Nachbarländer: Israel im Süden und Syrien im Norden und Osten. Das Land ist etwa halb so groß wie Hessen. Wie viele Einwohner das Land genau hat, ist nicht erfasst, denn den letzten Zensus gab es 1932. Laut Schätzungen sind es zwischen vier und fünf Millionen. Christen stellten in den Fünfzigerjahren noch die Bevölkerungsmehrheit, mittlerweile wird ihr Anteil auf etwa 39 Prozent geschätzt, von denen die meisten der Maronitisch-katholischen Kirche angehören. Schiitische und sunnitische Muslime machen wohl knapp 60 Prozent der Bevölkerung aus.

Der Beitrag entstand im Rahmen einer EU-finanzierten Journalistenreise der christlichen Hilfsorganisation „Medair“. Diese leistet sowohl im Libanon als auch in Jordanien, Syrien und im Irak humanitäre Hilfe für syrische Flüchtlinge.

Fotos: pro/Jonathan Steinert

Traumpartner gesucht

Single zu sein, gilt unter Christen oft als Stigma. Das haben auch Teilnehmer des „Forums Traumpartner“ in ihren Gemeinden erfahren, die bei der Veranstaltung in Stuttgart nach potenziellen Partnern Ausschau halten. Es zeigt sich aber auch, dass eine Beziehung nicht der einzige Weg ist, um glücklich zu sein. | **VON MARKUS BENDER**

Fotos: torbakhopper/Flickr (CC BY 2.0); Markus Bender

Manchen Teilnehmern ist es peinlich, hier zu sein. Deshalb wissen nur die engsten Vertrauten von ihrem Date mit 200 anderen Singles: Beim „Forum Traumpartner“ in Stuttgart treffen einsame Herzen aus unterschiedlichen christlichen Lagern aufeinander und finden – wenn die Mischung stimmt – vielleicht sogar zueinander. Ausgerichtet wird es vom freikirchlichen Gospel Forum Stuttgart. „Ich weiß noch nicht so ganz, was ich davon halten soll. Eine Mischung aus lächerlich und gut“, sagt Annika, 31 Jahre alt. Ihr Beziehungsstatus: Dauersingle. Sie hatte noch nie eine Beziehung in ihrem Leben. Andere haben sich mit Herzklopfen auf den Weg in die Schwabenmetropole gemacht, so wie Beate. Seit sechs Jahren ist die 50-Jährige von ihrem Mann geschieden: „Nach so einer langen Zeit ist der Wunsch schon wieder da, einen Partner zu finden.“

Es ist Mittagszeit. Die ersten Vorträge haben die Teilnehmer hinter sich: eine Predigt zum Thema Wertschätzung und Tipps zum Small-Talk standen bisher auf dem Plan. Dann wird es auf einmal hektisch unter den Teilnehmern. „Alle Männer zu mir, wir brauchen Männer!“, ruft eine Mitarbeiterin laut in die Menge. Ihr Job: Männer und Frauen fürs Speed-Dating am Nachmittag zu akquirieren. Singles bis vierzig Jahre und ab vierzig Jahren sollen später in Gesprächen mit einer Dauer von wenigen Minuten potenziellen Partnern begegnen. Entsprechend ihrer Altersgruppe tragen sie sich im Gedränge der Masse in Listen ein. „Wir brauchen noch mehr Männer!“

Männer haben beim mittlerweile achten „Forum Traumpartner“ statistisch gesehen die besseren Chancen: Auf einen Mann kommen zwei Frauen. „Die Männer trauen sich irgendwie nicht hierher“, stellt Harald Bohner fest, der hier das erste Mal mit-

Bitte gut durchmischen: Um die Kontakt-Reichweite beim „Forum Traumpartner“ zu erhöhen, müssen die teilnehmenden Singles auch mal die Plätze wechseln.

arbeitet und die Singles bei Gesprächen beobachtet. Buchautorin Tina Tschage weiß es genauer. Die 33-Jährige hat selbst keinen Partner und hat für ihr Buch über das Single-Dasein in vielen Gesprächen analysiert: „Generell stimmt das Verhältnis im christlichen Umfeld nicht. Frauen bekehren sich schneller, sind emotionaler unterwegs und deshalb sind sie deutlich in der Überzahl“, ist ihre Erkenntnis. Sie hofft, dass viel mehr Alleinstehende Angebote wie das „Forum Traumpartner“ nutzen. „Singles stellen sich oftmals selbst das Bein, weil sie denken, dass sowas in der christlichen Szene als Stigma gilt“, sagt sie.

Immer mehr ältere Singles

Aus ganz Deutschland sind die Singles für den heutigen Tag nach Stuttgart gereist. Aus München, Frankfurt und auch Hamburg. So wie Tobias, der mit schickem weißem Hemd und weinrotem Pullunder auf Frauensuche geht. „Das ist schon irgendwie als größte christliche Singlebörse im Süden bekannt.“ In den vergangenen Jahren hatte er seine Prioritäten auf den Beruf gelegt und deshalb auch noch keine Beziehung zu einer Frau. Heute will es der 35-Jährige entspannt angehen lassen, gucken, was auf ihn zukommt. Seit der dritten Auflage vom „Forum Traumpartner“ hat sich die Veranstaltung auch außerhalb der Region Stuttgart zum Selbstläufer entwickelt. „Viele kommen von außerhalb, weil sie von Freunden davon erfahren haben und in ihrem Umfeld keine Single-Arbeit gefunden haben“, stellt Christopher Straub fest. Er ist für die Teilnehmerbetreuung zuständig.

Statt Liebe liegt aber erst einmal der Duft von Rinderbraten, Spätzle und Salat in der Luft. Jetzt ist die lichtdurchflutete Foyerhalle Schauplatz für die nächste Etappe des Tages. Beim Drei-Gänge-Menü sollen die Teilnehmer an Biertischen miteinander ins Gespräch kommen. An manchen Tischen gleicht die Zusammensetzung eher einem Familienfest, statt einem Singletreff. Da sitzt zum Beispiel der 25-jährige Student mit deutlich älteren Frauen zusammen. An einem anderen Tisch bleiben Frauen und Männer jeweils gleich ganz unter sich. Nach Vor-, Haupt- und Nachspeise sorgt Harald mit seiner Frau dafür, dass die Plätze getauscht werden. „Damit sollen die Leute ihren Bekanntheitsgrad steigern und Übung bekommen, mit anderen ins Gespräch zu kommen“, sagt er. So kommt es dann doch noch zu einer sinnvollen Durchmischung der Teilnehmer. Manche scheinen damit aber offensichtlich Probleme zu haben. Ihre Körperhaltung wirkt verkrampft oder sie blicken völlig desinteressiert über die gelben Tischblumen hinweg in die Weite des Raumes. „Mir sind das einfach zu viele Menschen“, sagt ein Teilnehmer.

Auch wenn das Treffen für Singles ab 20 Jahren ausgelegt ist, kommen zunehmend ältere hierher. Bernhardt zum Beispiel. Wahrscheinlich einer der Ältesten mit 62 Jahren. Seit 13 Jahren ist er Single. Er hat auf den Bankreihen im Foyer auch schon die ein oder andere potenzielle Kandidatin entdeckt. „Single zu sein, hat zwar auch Vorteile, weil man machen kann, was man will, aber es ist schon ein Problem. Das bedeutet in meinem Alter, ein Einsiedler zu sein“, erzählt er. Er ist der Ansicht, dass es zu wenige Möglichkeiten gibt, christliche Partnerinnen ungezwungen kennenzulernen. „Nach Gottesdiensten ist dafür einfach der Rahmen nicht da.“

Auch allein glücklich sein

Das Gospel Forum bietet seit vier Jahren zwei Mal jährlich ein Treffen wie das „Forum Traumpartner“ an. Ins Leben gerufen wurde es durch Alleinstehende der Gemeinde selbst. „Diese Veranstaltungen sind nicht hauptsächlich dafür da, einen Traumpartner zu finden, sondern selbst einer zu werden. Und sie sollen einen Weg aufzeigen, in der eigenen Situation Freude zu finden“, sagt Pastor Matthias Frank. Das Problem, dass ältere Singles kaum Kontaktmöglichkeiten haben, ist ihm bekannt. „Junge Singles unter dreißig kommen eher durch die Junge-Erwachsenen-Arbeit in Gemeinden mit Gleichaltrigen in Kontakt. Bei den Älteren wird es schon schwieriger“, sagt er. „Hier müssen wir und andere Gemeinden Lösungen finden und den Bedarf aufgreifen.“

Anzeige

OPEN DOORS TAG 2016

Immer noch herrscht im Foyer eine laute Geräuschkulisse mit angeregten Gesprächen der in Schale geworfenen Singles. „Eigentlich haben wir bereits alle Regeln des Smalltalks gebrochen“, sagt eine Frau, die mit anderen ihresgleichen zusammensitzt. Die Teilnehmer sollten es eigentlich vermeiden, über Religion und Beruf zu sprechen, so der Vorschlag. „Aber eigentlich macht das ja viel von uns aus.“

Wenn es nach den Erfahrungen von Annika geht, sitzen hier viele „arme Leute“ rum. Viele aus ihrer Gemeinde betrachteten sie nur als jemanden, der es „noch nicht geschafft“ hat. „In unserem Gottesdienst wird immer wieder für Familien gebetet, für uns Singles aber kaum“ – Erlebnisse, von denen auch an anderen Tischen zu hören ist. Grund dafür ist häufig das christliche Idealbild in Gemeinden von Ehe, glaubt die freie Theologin Tina Tschage. „Viele Gemeinden müssen Singles erst einmal wahrnehmen“, appelliert die 33-Jährige. „Und dann nicht einfach beten: ‚Schenk doch den richtigen Partner.‘ Gemeinden müssen ernsthafte Angebote für Singles schaffen und auch über relevante Themen sprechen, die Singles betreffen – Sexualität zum Beispiel.“

„Hi, wie geht’s, ich bin der Uli“, „Ich die Kathrin – bist du Paulus?“ Die Gespräche beim Paarsuchen-Spiel nach dem Mittagessen sind spielerisch und lockern die Atmosphäre auf. Mit gelben Zetteln auf dem Rücken torkeln die Singles durch einen Seminarraum. Ziel ist es, den Partner mit der passenden gelben Karte zu finden. Tarzan sucht Jane und das C das A, wieder um mit anderen ins Gespräch zu kommen. „Ich war schon öfter hier dabei und hatte ganz coole Gespräche. Auch ein paar Dates haben sich entwickelt, aber bislang habe ich noch keinen Partner gefunden“, sagt Esther. Genau deshalb bleibt die 37-Jährige weiter dran und wirkt überhaupt nicht entmutigt. Sie ergreift in ihrer Situation selbst die Initiative, um nicht alleine zu sein: Mit Freunden hat sie eine christliche Freizeitgruppe für Singles gegründet. Die trifft sich einmal im Monat zum Kochen, Kanufahren oder Ausgehen. Angebote, die auch für andere Alleinstehende von Interesse sind. Zum Beispiel für Jan. „Es ist schön, als Single mal nur mit Singles zu zusammen zu sein. Gerade von jungen Familien oder Leuten, die früh geheiratet haben, fehlt oft das Verständnis dafür, wie es ist, Single zu sein“, sagt er.

Ein Patentrezept, wie man als Single glücklich sein kann, hat auch Tina Tschage nicht. „Jede Lebensphase hat ihre eigenen Höhen und Tiefen“, sagt sie. „Singles sollten sich bewusst machen, dass ihre Situation viele Vorteile hat, die zum Beispiel Verheiratete nicht haben.“ Sie selbst lebt mit einer anderen Single-Frau und einer Familie in einer Lebensgemeinschaft. Außerdem ist sie bei „EmwAg“ – „Es muss was Anderes geben“ – aktiv, einem Netzwerk, das unter anderem nach alltagstauglichen Formen für Gemeinschaft von Alleinstehenden sucht. „Es ist nicht gut, dass der Mensch alleine ist“, zitiert sie aus der Bibel. „Wir denken immer, dass die Ehe der einzige Weg ist, um glücklich zu sein, was so nicht stimmt.“ Sie ermutigt Singles dazu, sich auf den Weg zu machen, Gemeinschaft und Beziehungen mit anderen zu suchen, um sich dadurch für eine mögliche partnerschaftliche Beziehung auch „schleifen“ zu lassen.

Im Seminarraum unterbricht Lobpreismusik die mittlerweile angeregten Gespräche zwischen den Männern und Frauen. Jetzt soll es Tipps für den richtigen Umgang bei der Partnersuche geben – vielleicht ist das für den einen oder anderen mittlerweile auch zur Nebensache geworden. Für sie könnte die Partnersuche mit dem heutigen Tag ein Ende haben. ■

Leserreaktionen zu pro 1/2016

pro-Lesertelefon
(0 64 41) 91 51 71

zu „Das Lachen bleibt im Halse stecken“

Der Artikel kritisiert, dass sich die Satiresendung „heute-show“ vor allem über Menschen mit konservativen Positionen lustig macht.

„Besonders gerne werden dort Konservative, Liberale und Christen veralbert.“ Eine starke Behauptung, die der Autor aber nicht so recht zu belegen vermag. Für die Veralberung des Christentums fällt ihm nur ein Beitrag zu einer Demo von Gegnern eines frühen Sexualkundeunterrichts in Baden-Württemberg ein. Dass die dort vertretene Abwehrhaltung rein überhaupt nichts Christliches an sich hat, übersieht er dabei geflissentlich. Auch zu den Liberalen findet man kein Beispiel. Es sei denn, man verkürzt den Begriff auf den im Artikel genannten Neoliberalismus, der überall auf der Welt für Armut, Elend und Kriege verantwortlich ist. Ich will gar nicht abstreiten, dass die „heute-show“ politisch eher links von der Mitte zu verordnen ist und daher ihre Themen eher auf der anderen Seite der Mitte findet – aber das gilt für konservative Satiriker umgekehrt genauso.
Björn Arnold, per E-Mail

Als bekennender Christ, Freikirchler und „heute-show“-Zuschauer fühle ich mich keineswegs durch die Sendung in meinen Gefühlen als Christ getroffen. Wenn wir aufhören, über uns selbst lachen zu können, ist es Zeit, über unsere Außenwirkung als Christen nachzudenken. Natürlich macht sich die Satire über Konservative lustig, sie bieten ja auch ein massives Angriffsfeld. Aber auch Linke, Grüne und andere werden aufs Korn genommen. Auch ich finde manchen Gag nicht unbedingt lustig – aber das ist noch lange kein Grund für so einen Zerriss. Sofern Herr Breckner vom Lachen im Keller wieder nach oben kommt, würde ich ihn gern für die Nominierung des „Goldenen Vollpfostens“ vorschlagen.
Markus Gleitebrügge, Marschacht

zu „Deutschland verzichtet auf Staatsmedien“

Steffen Flath (CDU), Vorsitzender des MDR-Rundfunkrates, sagte im Interview, dass Poliker keinen Einfluss auf die Berichterstattung nehmen.

Die Argumentation von Steffen Flath kann nicht ganz überzeugen, obwohl ein guter öffentlich-rechtlicher Rundfunk schon als Gegenpol zu den eher desinformierenden Privatsendern sowie sozialen Medien wichtiger denn je ist. Schließlich basiert die Gründungsgeschichte des MDR auch darauf, dass etliche Positionen auf den obersten Ebenen bewusst mit Personen aus der alten Bundesrepublik besetzt wurden, die ein CDU-Parteibuch hatten und auch keinen Hehl aus ihrer politischen Meinung machten. Deshalb bleiben Zweifel, ob neue Gremien wie ein Zuschauerparlament nicht der bessere Weg wären, um ein am demokratischen Gemeinwohl orientiertes und sich mit gesellschaftlichen Werten befassendes Programm zu garantieren.
Rasmus Ph. Helt, Hamburg

Auf den ersten Blick scheint das zu stimmen. Doch im Umgang beispielsweise mit der AfD und dem Flüchtlingsthema kann man unschwer Parteinahme und Wahlkampfhilfe für die Regierungskoalition erkennen, obwohl es im Volk ganz anders aussieht.
Günter Schlag, Auerbach/Erzgebirge

zu „Nicht ohne unsere Wurzeln“

Die Titelgeschichte befasste sich damit, dass sich Christen angesichts der gesellschaftlichen Spannungen durch die Flüchtlingsfrage auf ihr geistliches Fundament besinnen sollten.

Herzlichen Dank für Ihren ausgewogenen und sehr gut recherchierten Artikel. Ein Aspekt wurde darin allerdings nicht berührt: Wenn Sie von der Toleranz gegenüber anderen Meinungen als entscheidendem Wert des Westens sprechen, muss das auch für führende Kirchenrepräsentanten gelten. Wer bei Demonstrationen vor Domen und Kirchen einfach das Licht ausschaltet, verweigert sich genau diesen Diskussionen, gießt letztlich auch Öl in das Feuer aufgeheizter Emotionen. Wir brauchen in unserem Land wieder mehr Offenheit und nicht das sofortige Etikettieren mit „rechts“, „extremistisch“ oder „populistisch“, wenn Sichtweisen geäußert werden, die der eigenen missfallen.
Claus Hörrmann, per E-Mail

zu „Drei Fragen an Ulrich Eggers“

Der Geschäftsführer des evangelikalen SCM-Verlags mahnt angesichts von Streitthemen wie Homosexualität zu Einheit unter Christen.

Ich stimme mit Herrn Eggers völlig überein, dass die Einheit der Christen ein hohes Gut ist. Jedoch ist es wenig hilfreich, Fragen, auf die das Wort Gottes klare Antworten gibt, über Jahre zu bedenken und zu diskutieren, um zu einem – wie immer auch gearteten – Konsens zu kommen. Der Gefahr eines faulen Kompromisses wird hier Tor und Tür geöffnet. Einheit darf niemals zu Lasten der Wahrheit gehen.
Dietmar Mehrling, Müllheim

Zu jeder Ausgabe erreichen uns viele Leserbriefe und E-Mails. Aus Platzgründen können wir nur eine Auswahl davon in gekürzter Fassung abdrucken. Dies beinhaltet keine Wertung oder Missachtung. Wir freuen uns in jedem Fall über Ihre Zuschriften. Und wenn Sie lieber telefonieren, wählen Sie die Nummer unseres Lesertelefons. Anrufe zu dieser Ausgabe beantwortet pro-Redakteur Moritz Breckner.

Christliches Medienmagazin pro
Postfach 1869 | 35528 Wetzlar
leserbriefe@pro-medienmagazin.de
Lesertelefon: (0 64 41) 91 51 71
Telefax: (0 64 41) 91 51 57

„Christen müssen die Angst vor dem Thema Sex verlieren“

Falsche Scham ist fehl am Platz, wenn es um Sex geht. Denn er ist wichtig für eine funktionierende Paarbeziehung, meint die Sexualtherapeutin Veronika Schmidt. Guten Sex kann man lernen, erklärt sie deshalb im Buch „Liebeslust – unverschämt und echt genießen“, und fordert von christlichen Gemeinden, das Thema endlich nicht mehr als Tabu zu behandeln. | **DIE FRAGEN STELLTE SWANHILD ZACHARIAS**

pro: Es gibt schon diverse christliche Beziehungs- und einige Sexratgeber. Was hat Ihnen bei denen gefehlt, dass Sie noch einen geschrieben haben?

Veronika Schmidt: Mir hat die Praxis gefehlt: Wie geht guter Sex? Das, was mit „seinen Körper kennen“ oder mit „Erfahrungen mit sich selbst machen“ zu tun hat, wissen viele nicht. Das Hauptproblem bei Christen ist, dass sie keine Informationen bekommen. Ich habe mich lange gefragt, warum sie sich die nicht im Internet suchen. Aber die Hemmschwelle ist zu groß.

Woran liegt das?

Wir haben keine Sprache dafür. Es wird tabuisiert und weiter tabuisiert. Diese Sprachlosigkeit wird nicht gebrochen. Die meisten wissen auch nicht, wie das gehen könnte.

An wen richtet sich das Buch?

Foto: Fotolia/Sergey Nivens

Es ist für Paare geschrieben. Ich stelle immer wieder fest, dass viele Christen gute Beziehungen haben, sich gute Freunde sind und sich mögen. Aber beim Thema Sexualität prallen unterschiedliche Bedürfnisse aufeinander. Viele Männer sind sehr offen und dankbar für die Anregungen im Buch. Das hätte ich nie erwartet. Sie wissen oft nicht, wie sie ihre Frauen aus der Reserve locken können.

In Ihrem Buch beleuchten Sie auch, was die Bibel zu Sex sagt.

Aus den biblischen Aussagen schließe ich, dass Sexualität ein Paar aneinander binden und die Nähe zwischen beiden aufrecht erhalten soll. Es gibt Stellen im Alten und Neuen Testament, die aussagen, dass es „gut" ist, wenn Sex stattfindet. Und Paulus sagt zum Beispiel: Schaut, dass ihr euch einander nicht entzieht.

Viele Bibelstellen, die Sie im Buch nennen, stammen aus dem Hohelied. Sie deuten die Verse nicht, wie einige Theologen, als Metapher für die Beziehung zwischen Gott und seinem Volk Israel, sondern beziehen sie direkt auf die Beziehung zwischen Mann und Frau. Warum?

Ich schließe die Metapher nicht aus. Aber ich nehme es wörtlich, weil es das ist, was Christen brauchen: Erotik. Je mehr ich mich damit befasst habe, wie Sexualität ist und wie sie befriedigt werden kann, desto häufiger bin ich auf die Bilder aus dem Hohelied gestoßen. Es fasziniert mich außerdem, dass diese Bilder genau dem entsprechen, von dem Sexologen und Therapeuten sagen, dass Sexualität es braucht, um lustvoll zu sein.

Wenn die Bibel so viel zum Thema Sex sagt, warum wird in Gemeinden so wenig darüber gesprochen?

Die Moral war immer stärker als die Lust. Wir haben wohl über Generationen gedacht, dass wir auf der moralischen Seite sicher sind und es auf der Lustseite irgendwann gefährlich wird. Häufig spielt aber auch Unwissenheit eine Rolle und die Angst, wenn man zu viel weiß und ausprobiert, dann kippe man ins Unmoralische. Leider bringt das viel Not in die Ehen. Wenn sich Paare auf der sexuellen Ebene nicht finden, hat das zur Folge, dass der, der mehr Lust hat, sich irgendwo etwas anderes sucht. Das kann die Karriere sein, eine Affäre, Pornografie oder einfach der Rückzug. Das ganzheitliche Erkennen eines Paares, von dem die Bibel spricht, findet dann nicht statt.

Die Hauptthese Ihres Buches ist, dass man guten Sex lernen kann. Also haben christliche Paare das nötig?

Oft wird nicht über Sex gesprochen. Die Partner machen deshalb wenig oder keine sexuellen Erfahrungen mit sich selbst, oft fehlen auch die ersten Schritte der Erfahrungen als Paar. Viele Frauen sagen mir, sie hätten sich nie berührt und zu Hause sei nie über Sex geredet worden. Man habe mit dem Sex bis zur Ehe gewartet und dann gemerkt, dass man gar nichts darüber wisse.

Sie plädieren also für sexuelle Erfahrungen vor der Ehe? In Ihrem Buch schreiben Sie: „Guter Sex beginnt vor der Ehe."

Damit meine ich die Erfahrung, die man mit seinem eigenen Körper braucht. Männer haben sie eher. Aus dem natürlichen Grund, das sie ihr Geschlecht außen haben und von klein auf viel weniger Berührungsängste damit haben als Frauen. Männer sind auch viel schneller erregt. Bei Frauen ist das nicht so. Ich möchte Frauen ermutigen, ihr Geschlecht zu entdecken, bevor sie in die Ehe gehen. Denn viele Paare brauchen Jahre oder Jahrzehnte, um die Sexualität zu entdecken. Ich finde das schade. Da verpasst man Jahre von etwas, das die Essenz in der Ehe sein könnte.

Also Selbstbefriedigung ja, aber kein Sex vor der Ehe?

Die Frage „Darf man?" oder „Darf man nicht?" sollte von verantwortlicher Seite, zum Beispiel in der Gemeinde, niemand beantworten müssen. Denn das kann für jedes Paar unterschiedlich sein. Es kommt auch immer auf die Lebensphase an. Die Frage bekommt zum Beispiel ein anderes Gewicht, wenn man schon eine Ehe hinter sich hat.

Foto: zvg

Veronika Schmidt, Jahrgang 1961, ist Sozialpädagogin, Systemische Paar- und Familienberaterin und Sexualberaterin mit eigener Praxis. Sie lebt mit ihrem Mann in Schaffhausen und hat vier erwachsene Kinder.

Was würden Sie jungen Menschen raten, die sich am Anfang ihrer Beziehung genau diese Frage stellen?

Sie sollten sich zuerst auf allen anderen Ebenen kennenlernen. Eine Beziehung mit Sex zu beginnen, rate ich nicht. Ich spüre oft, wie die Hemmschwelle steigt, sich wieder zu trennen, wenn man schon Sex hatte. Paare, die wegen Sex heiraten – entweder weil sie ihn schon gehabt haben oder weil sie ihn unbedingt wollen –, gibt es in christlichen Gemeinden leider zu häufig. Wenn eine Beziehung schon jahrelang andauert, zum Beispiel

Anzeige

pro VIDEO

Film zum Artikel online:
bit.ly/interview-schmidt

wegen des Studiums oder weil man aus finanziellen Gründen noch nicht heiraten will, bekommt die Frage nach dem Sex eine andere Dimension. Nach einigen Jahren spielt sich sonst eine Beziehung ein, die ohne Sex auskommt. Das dann am Ende noch zu integrieren, kann harte Arbeit sein. Wenn Menschen 20 Jahre und älter sind und in einer festen Beziehung, würde ich eher die Vorteile sehen, wenn diese Beziehung auch sexuell sein dürfte.

„Christen könnten ein schönes Bild von Sexualität entwickeln."

Sie schreiben immer von „gutem Sex". Wann ist er denn gut?
Ich meine damit, dass beide Partner ihn befriedigend und lustvoll finden sollen. „Gut" kann auch bedeuten, dass er regelmäßig stattfindet. Viele Paare haben keinen Sex mehr, wenn Kinder da sind. Ich stelle außerdem fest, dass auch viele junge Paare kaum Sex haben. Verglichen mit meiner Jugendzeit habe ich das Gefühl, dass alles viel tabuisierter geworden ist. Aber Sex hält eine Nähe und Körperlichkeit in der Beziehung am Leben, die sonst nicht stattfindet. Deshalb ist er wichtig.

Eine weitere These, die Sie aufstellen, ist, dass Bilder die Sexualität bereichern können. Ist das dann nicht Pornografie?
Mit Bildern meine ich innere Bilder, die Fantasiewelt und Vorstellungskraft. Leider steht jegliche Fantasie und Vorstellung von Sexualität unter Generalverdacht. Ich meine keine Sexfilme. Aber ich finde es unnatürlich, wenn man jeder Sexszene in einem Film ausweicht. Wenn Erregung und Lust an der Körperlichkeit sein dürfen, dann müssen auch diese Abbildungen sein dürfen.

Auch bei der Kindererziehung plädieren Sie dafür, Kindern nicht alle Bilder vorzuenthalten. Wo ist die Grenze zwischen „lehrreich" und „nicht geeignet"?
Anfangs sollten es ganz einfache Bilder davon sein, wie Mann und Frau aussehen, wie Kinder entstehen und der Geschlechtsakt funktioniert. Je älter Kinder werden, desto mehr Material sollte zu Hause vorhanden sein. Kinder sollten in unverkrampfter Weise mit Wort und Bild an die Sexualität und an die Körperlichkeit herangeführt werden. Jede Familie sollte Bücher darüber haben, die offen herumliegen. Und wenn die Kinder fragen, sollten wir antworten. Aber es muss unaufdringlich sein. Das Thema Sexualität sollte wie alles andere auch ein normales Gesprächsthema sein.

Was sind Ihre Erfahrungen, wie es da aktuell in christlichen Familien aussieht?
Gesellschaftspolitisch plädieren Christen für Aufklärung in der Familie. Ich plädiere auch dafür, aber nicht ausschließlich. Meine Erfahrung ist, dass die Aufklärung in unverkrampfter Art oft dann doch nicht stattfindet. Ich bin deshalb nicht unglücklich darüber, dass es auch in der Schule geschieht. Ich glaube, Familien brauchen diese zusätzliche Unterstützung, weil sich diese Kultur erst etablieren muss. Eltern fühlen sich oft extrem hilflos und machen dann einfach gar nichts.

Welche Rolle spielt die oft genannte „Übersexualisierung" in den Medien für Kindererziehung und Paarbeziehung?
Ich finde diese Rede von einer Übersexualisierung einerseits überbewertet. Andererseits will ich die gesellschaftlichen Tabubrüche, die zum Beispiel in den Medien geschehen, nicht verharmlosen. Wenn Eltern aber präsente Eltern sind und sich in vielen Dingen kompetent machen, dann ist die Angst vor einer Übersexualisierung unbegründet. Denn dann gehören ihre Kinder zu denen, die Bescheid wissen. Nachdem das Thema Sex lange Zeit in der Gesellschaft enttabuisiert wurde, gibt es jetzt auch eine prüde Gegenbewegung, beeinflusst durch unseren Umgang mit den sozialen Medien. Es scheint so, dass das Körperliche durch das Digitale ersetzt wird. Auf der einen Seite verliert das Körperliche an Bedeutung, andererseits wird Pornografie noch mehr zum Sexersatz.

Warum sollte das Thema Sexualität gerade vor diesem Hintergrund unter Christen enttabuisiert werden?
Wir könnten als Christen ein umfassendes und schönes Bild von Sexualität entwickeln, das wir der Gesellschaft vermitteln. Ich wünsche mir sehr, dass die Gemeinden und die Christen die Angst vor diesem Thema verlieren. Denn Sex ist etwas, was Gott geschaffen hat, um Paaren Freude zu bereiten.

Sie sprechen im Buch veränderte Realitäten an, mit denen Gemeinden konfrontiert werden: Homosexualität, uneheliche Kinder und unverheiratet zusammenlebende Paare. Wie kann eine Gemeinde einen Weg finden, damit umzugehen und gleichzeitig der biblischen Botschaft und dem Glauben treu bleiben?
Der einzige Weg ist es, von Regeln und Gesetzen wegzukommen. Es muss mehr über Verantwortung und Eigenverantwortung des Einzelnen gesprochen werden. Es sollte nicht mehr darum gehen, ob man Sex vor der Ehe haben darf oder nicht, und ob man homosexuell sein darf oder nicht. Stattdessen sollte vermittelt werden, wie Paarbeziehungen aus christlicher Sicht gelingen können und was es braucht, damit Sexualität in einer Beziehung etwas Befriedigendes über Jahre hinweg werden kann. Es geht darum, die Menschen kompetent in diesen Fragen zu machen, ihnen aber nicht die Verantwortung abzunehmen. Das haben die Gemeinden in vielen Fragen zu oft getan. Wir leben heute aber in einer Zeit, in der das nicht mehr funktioniert.

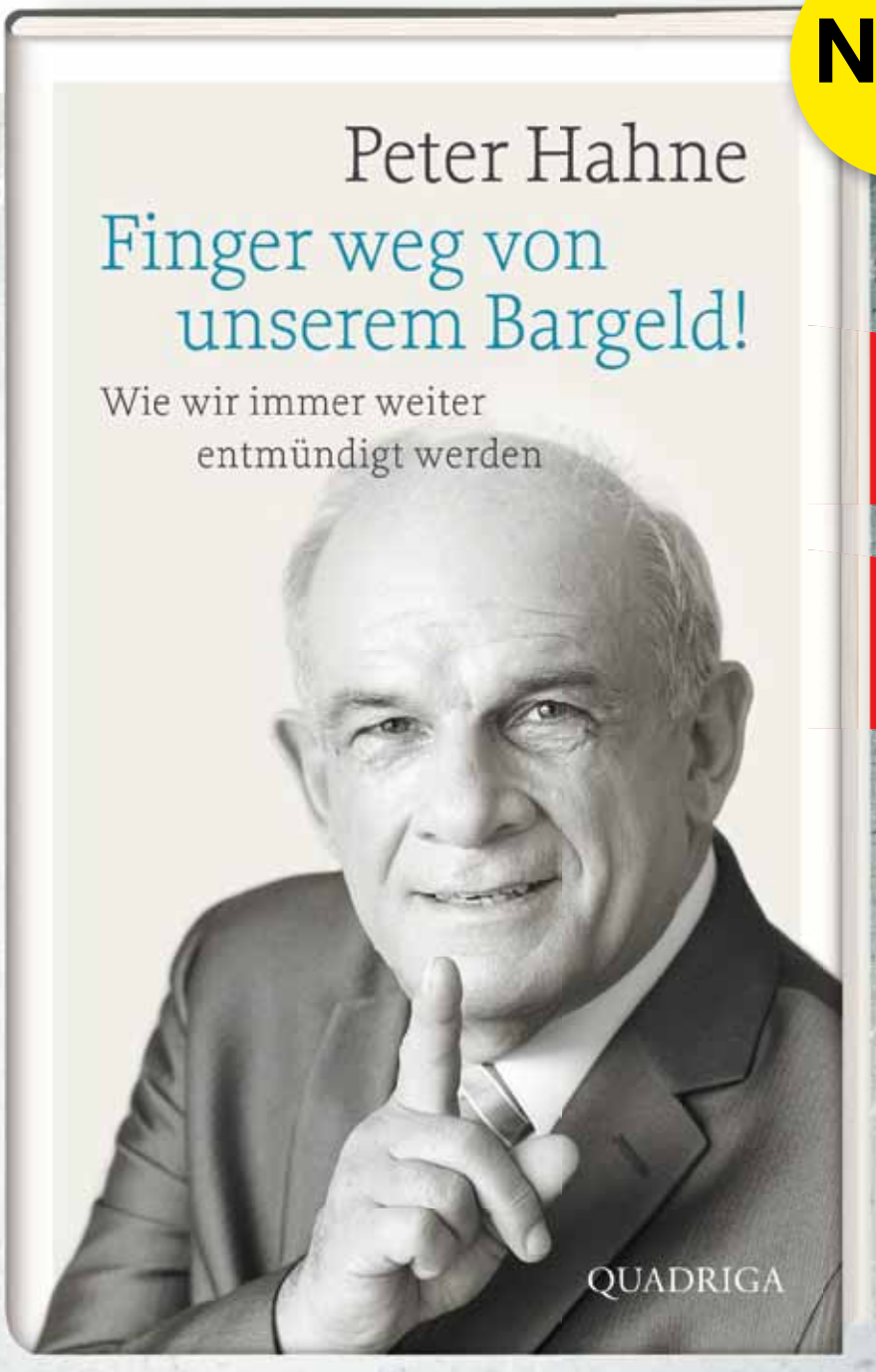
Vielen Dank für das Gespräch!

Veronika Schmidt: „Liebeslust – unverschämt und echt genießen", SCM Brockhaus, 271 Seiten, 19,95 Euro, ISBN 9783775156653

Anzeige

Haben Deutschland und Europa ihre christlichen Wurzeln einer **falschen Toleranz** geopfert?

Neu!



10,00 €

SPIEGEL-Bestseller-autor

Die Abschaffung des Bargeldes als Symbolthema für die totale Entmündigung der Bürger. Flüchtlinge, die so nicht mehr heißen sollen. »Du«-Anbiederung allenthalben plus Gender-Wahn der Sprachpolizei. Peter Hahne bringt auf den Punkt, was die Politik nicht mehr schafft: aus Lebenserfahrung die Zukunftsthemen nachhaltig lösen.

QUADRIGA
www.luebbe.de

Foto: privat

Bei Frank und Regina Heinrich sind die Aufgaben klar verteilt: Er macht Politik, sie renoviert das Haus

Die Handwerkerin

Regina Heinrich ist mit dem Politiker Frank Heinrich verheiratet. Gemeinsam waren sie Offiziere bei der Heilsarmee, als dem gemeinsamen Lebenshaus der Einsturz drohte. Heute baut sie am Wohnhaus im Wahlkreis, während er sich im Deutschen Bundestag in Berlin für Menschenrechte und humanitäre Hilfe einsetzt. | VON NORBERT SCHÄFER

Das gelb gestrichene Haus mit Fachwerk ist nur über einen holprigen Feldweg erreichbar, etwa sieben Kilometer vom Stadtgebiet Chemnitz entfernt. Nichts lässt darauf schließen, dass hier ein Berufspolitiker mit seiner Familie lebt: Frank Heinrich sitzt seit 2009 im Bundestag. Seine Frau Regina renoviert und baut an ihrem Zuhause. Hand- und Heimwerken ist ihre Welt: „Gott hat Kreativität in den Menschen hineingelegt – es bereitet mir Freude, ich bin gerne kreativ“, sagt sie. Schon als Mädchen hat sie Kleider genäht.

Im Flur liegen Werkzeuge, Schraubenzieher, Pinsel, eine Leiter lehnt an der Wand. Die Diele ist mit einem Fischernetz und Seesternen dekoriert. Die Sicherheitsdame, Hündin Lizzy, begrüßt die Gäste mit wachen Augen und wedelndem Schwanz. Heinrichs haben sie aus dem Tierheim geholt. Mit Sozialfällen kennen sich die ehemaligen Heilsarmee-Offiziere aus.

Regina Heinrich ist in Lünen in Westfalen geboren. Sie wuchs zusammen mit zwei Brüdern auf und wusste sich früh zu wehren. „Schon immer habe ich auch in der Schule auf die Schwachen aufgepasst und auch Prügel eingesteckt für andere, weil die keiner verteidigt hat“, sagt sie. „Ich habe Dinge gesehen und dann auch gehandelt.“ Als Jugendliche hilft sie in einem Asylbewerberheim. Später findet sie den Glauben an Gott und bemerkt, dass der ihr für ihr Leben Kraft und Stärke gibt. Sie macht als junge Frau eine Ausbildung zur Hauswirtschafterin und 1987, mit 24 Jahren, heiratet sie Frank Heinrich. Der stammt aus Siegen, ist ein Jahr älter und studiert gerade im zweiten Semester Sozialpädagogik in Freiburg. Als er ein Praktikum bei der Heilsarmee absolviert, reift bei den jungen Leuten der Entschluss, sich dieser Gemeinde anzuschließen. „Da haben wir das erste Mal eine christliche Gemeinde erlebt, die nicht nur redet, sondern Hand anlegt; im Winter rausgeht und den Obdachlosen Decken und warme Getränke bringt. Das hat uns fasziniert.“ Fünf Jahre arbeiten beide als Angestellte für die Heilsarmee in einem Mitternachtscafé, sie betreut zusätzlich einen Second-Hand-Laden der Gemeinde.

Tagsüber Gemeinde, nachts Haushalt

Es war nicht Regina Heinrichs Traum, zur Heilsarmee zu gehen. Sie erinnert sich an einen Verein von Damen, die mit schlecht gestimmter Gitarre an einer Straßenecke „mehr schlecht als recht“ sangen. „Das war mein Bild von der Heilsarmee. Ich dachte, das ist die französische Fremdenlegion, die Geld sammelt für Kriegerwitwen.“ Aber die Arbeit dort wird zum Lebensinhalt für sie und ihren Mann.

Nach einer zweijährigen theologischen Ausbildung in Basel führt sie der erste Posten als Offiziere, im Fachjargon der Heilsarmee „Bestallung“ genannt, 1997 mit drei Töchtern und einem Sohn nach Chemnitz. Das bedeutete neben der Sozialarbeit vor allem, einen Behindertentreff, einen Kinder- und einen Jugendclub zu leiten. Viel Arbeit, wenig Einkommen. Die Gemeinde wächst unter Heinrichs Einsatz von sieben auf später rund 100 Mitglieder, in Spitzenzeiten kommen 160 Besucher in den Gottesdienst. Weil ihr Mann oft im Büro beschäftigt ist, plant sie Umbauarbeiten und packt selbst mit an. „Mein Mann hat im Büro die Verwaltung und die vielen Antragstellungen erledigt und ich habe mich um das Haus gekümmert.“ Neben der Gemeinde und den Sozialeinrichtungen der Heilsarmee kümmert sie sich noch um die Kinder und den Haushalt. „Total durchorganisiert“ sei sie gewesen. Abends und nachts erledigt sie die Hausarbeit, kocht, wäscht, näht, putzt.

Das Geld ist oft knapp. Für das Gehalt, heute verdient ein Offizier rund 1.800 Euro brutto, kommt in der Regel die Heils-

armee-Gemeinde am Ort auf. Die jungen Menschen und sozial Schwachen, die die Arbeit der Heilsarmee damals finanzieren, „hatten selbst nichts an den Füßen“, sagt Heinrich. So kommt das Bruttogehalt oft nicht einmal zustande, bis sich in den USA und Kanada Spender für die Familie finden. „Wir haben zum Teil von der Tafel gelebt“, erzählt sie. Einerseits das Wachstum der Gemeinde zu sehen, aber andererseits über die eigene finanzielle Not daheim nicht reden zu wollen, sei „eine harte Sache“ gewesen. Auch ein Auto können sie sich lange Zeit nicht leisten. Die Arbeit des Vereins in Chemnitz wird so groß, dass noch eine Nebenstelle eröffnet wird. Weil ihr Mann als Leiter der Jugendarbeit in den Neuen Bundesländern viel unterwegs ist, bleiben immer mehr Aufgaben an Regina Heinrich hängen. „Zu der Zeit hatte ich daheim noch drei pubertierende Zicken“, sagt sie scherzend.

Die Seelsorge, in der sie damals tätig ist, wird für sie zunehmend zur Belastung. Die Geschichten gehen ihr nachts nach. Als Ehepartner leben Heinrichs in dieser Zeit zunehmend aneinander vorbei. Jeder für sich im Takt des vollen Terminkalenders. Die Ehe habe „nur noch auf dem Papier bestanden“, sagt Heinrich. Dazu kommt, dass die hochsensible Frau mit perfektionistischer Ader die Probleme anderer Menschen förmlich spüren kann. „Ich war ohne Ende überarbeitet“, erinnert sie sich. Sie steuert in einen Burnout: Als sie mit ihrem Mann wegen einer Lapalie streitet, bricht sie 2007 zusammen, kollabiert, erleidet einen Hörsturz. „Ich habe mich übernommen mit vielen Dingen. Ich hatte vergessen zu fühlen, zu weinen, zu lachen. Ich habe nur noch funktioniert“, sagt sie heute. „Ich konnte wochenlang gar nichts. Die ersten sechs Wochen wusste ich nicht, ob ich am Leben bleiben will.“ Sie empfindet ihr Leben nicht mehr als lebenswert, aber umbringen, das verspricht sie Gott, wird sie sich nicht. Der Weg aus dem Burnout ist langwierig und gelingt mit Hilfe in einer christlichen Fachklinik. „Ich bin immer noch sehr geschwächt“, sagt Heinrich heute. Deshalb engagiert sie sich zur Zeit nicht in der Gemeinde oder in Sozialprojekten. Auch die Konzentration fällt ihr manchmal noch schwer.

Perfektionistin im Wattekokon

Die Treppe zum Schlafzimmer, die durch einen Speichertrakt im Rohbau führt, hat sie selber gebaut, die Stufen und Setzstufen im Internet erstanden. Das Geländer fehlt noch. Die Töchter sind verheiratet, der Junior büffelt im oberen Stock fürs Abitur. Einen Enkel haben Heinrichs auch schon. Die Heilsarmee versteht sich als parteipolitisch neutral. Mit dem Bundestagsmandat von Frank Heinrich legte das Ehepaar daher seine hauptamtlichen Ämter nieder. Dass ihr Mann während der Sitzungswochen in Berlin schläft, stört Regina Heinrich nicht. „Früher, als wir beide noch bei der Heilsarmee waren, musste ich funktionieren, auch wenn Frank nicht da war. Das ist jetzt anders“, sagt sie. Heute kann sie ihren Tag freier einteilen, hat momentan keine Verpflichtungen.

Vor dem Burnout habe sie fünf Bücher parallel gelesen. Nach der Krankheit kann sie sich zunächst keinen Satz merken, muss auf Hörbücher umsteigen. Erst jetzt beginnt Heinrich, wieder zu lesen. In den Regalen an der Treppe zum Obergeschoss liegen Bücher über Pädagogik sowie zur Gartengestaltung, eine Sammlung des Magazins Mare, geistliche Literatur und Biografien. „In den letzten fünf Jahren habe ich mich in einen Wattekokon zurückgezogen. Ich musste gesund werden an meiner Seele.“

Auf dem Weg durch die Küche ins Wohnzimmer warnt Heinrich: „Vorsicht, das Tischgestell habe ich frisch gestrichen.“ Sie setzt sich auf ein schweres Ledersofa. „Die Wand ist oft feucht, deshalb wollen wir sie nicht verputzen“, erklärt sie und deutet auf die Bruchsteine. Die Fugen dazwischen hat sie mit Trass-Kalk verfugt, damit die Feuchtigkeit aus der Mauer kann. „Die Anleitung dazu habe ich aus dem Internet.“ Wie vieles andere auch: Fenster einbauen, Rohrleitungen verlegen, Fliesen legen hat sie sich mithilfe von YouTube-Videos angeeignet oder sich vom Nachbarn zeigen lassen. Sie baute die Fenster ein, stemmte den alten Boden raus, malerte, klempnerte, mauerte. „Auch wenn es Arbeit ist, empfinde ich die Renovierung nicht als belastend“, sagt sie. Schließlich könne sie sich dabei nach ihrer jeweiligen körperlichen Verfassung richten. „Bauen ist auch Entspannung für mich. Nicht, wenn ich eine Wand umreiße, sondern beispielsweise mit Fliesen kreativ gestalten kann.“

Mit einem gewissen Stolz zeigt sie, was sie schon geschafft hat – und was noch alles erledigt werden muss. Die Isolation unter dem Dach ist noch nicht fertig, in der Küche müssen noch Blenden an den Oberschränken angebracht werden. Das ist nicht wenig, aber Heinrich nimmt es gelassen: „Solange ich nicht kann und es nicht perfekt würde, bleibt es genau so.“ Über Politik wird am Küchentisch, wenn die Farbe getrocknet ist, nicht geredet. „Mein Mann ist Politiker, das reicht.“ Beim Abschied entschuldigt sich Heinrich für ihre eiskalten Hände. „Das kommt, wenn ich mich sehr angestrengt habe.“

Anzeige

Das Eichhörnchen darf auch grün sein

Gestresste Topmanager tun es. Gestresste Mütter im Zweifel auch. Und für gestresste Journalisten kommt er auch wie gerufen: Der Malbuch-Trend für Erwachsene. Die einen belächeln ihn, die anderen spitzen schon die Buntstifte. Dass dies gar nicht dumm ist, bestätigen Psychologen. Denn es tut gut, einfach mal wieder Kind zu sein. | VON SWANHILD ZACHARIAS

Fotos: pro/Swanhild Zacharias

Sonntagnachmittag. Neben mir auf dem Tisch steht eine große Tasse mit heißem Kaffee und ich schwanke zwischen lila und grün. Irgendwas mit blau würde aber auch gut passen. Nein, es geht nicht um die richtige Kleiderwahl, sondern um die richtige Farbe für ein Eichhörnchen. Denn vor mir liegt ein Postkartenbuch von Johanna Basford zum Ausmalen. Die Schottin entwirft Malbücher für Erwachsene. Selbst wer ihnen nicht in den Auslagen der Buchläden begegnet, dürfte an dem Trend kaum vorbeikommen. Die Frankfurter Allgemeine Zeitung, Die Welt, die Süddeutsche Zeitung und andere Medien berichteten entweder ironisch oder ernsthaft über den Hype, den Basford mit ihren Büchern auslöste. Das Malen soll helfen, zur Ruhe zu kommen und abzuschalten von Internet, Smartphone und digitaler Kommunikation. Denn was haben Erwachsene in der heutigen Zeit nötiger als das?

Nichts, dachte auch ich mir und kaufte mir das Postkartenbuch „Mein Zauberwald“. Postkarten – so meine Idee – haben im Gegenteil zum Malbuch den Vorteil, dass sie sich am Ende noch verwerten lassen. Sprich: Freunde und Familie können mit selbstgemalten Karten beglückt werden. Ich stelle fest, dass das zwar eine schöne Idee ist, das Ausmalen aber zu einer Sisyphusarbeit wird und der künstlerischen Freiheit aufgrund der winzigen Motive Grenzen gesetzt sind. Ohne spitze Buntstifte und Fineliner kommt man hier nicht weit.

Spaß macht es trotzdem und schon nach wenigen Minuten ist das einzige, worüber ich nachdenke, die richtige Farbkombination und -intensität für das Eichhörnchen. Basford ist mittlerweile nicht mehr die einzige, die Malbücher für Erwachsene entwirft. Auch Bücher mit christlichen Inhalten lassen sich finden. Das Buch „Dein Licht strahlt in mein Leben“, veröffentlicht bei Gerth Medien, kombiniert fantasievolle Motive mit Bibelzitaten, die zusätzlich zum Entspannungseffekt auch Impulse geben sollen. Basfords Motive gefallen mir aber am besten. Sie sind besonders filigran, haben einen Touch von Märchenwelt, beflügeln die Fantasie. Deshalb kann ein Eichhörnchen auch lila oder grün sein statt einfach braun.

Dass das mit der Entspannung funktioniert, merke ich schon nach wenigen Minuten. Mein Smartphone – sonst mein ständiger Begleiter – liegt unberührt weit am anderen Ende des Zimmers, der Computer ist schon lange aus. Der Kopf wird frei.

Motiv aus „Mein Zauberwald“: Versuchen Sie es selbst und gestalten Sie diese Seite. Kreativität erwünscht!

Bild: Johanna Basford/Knesebeck Verlag

„Es ist wichtig, einfach mal loszulassen.“

Foto: Johanna Basford/Kneesebeck Verlag

Johanna Basford hat mit ihren Ausmalbüchern für Erwachsene einen Trend gesetzt

Mal wieder Kind sein

Der Kunstpsychologe Georg Franzen bestätigt mein Empfinden. Einen Grund für den Malbuch-Trend sieht er in der ständigen Beschäftigung der Menschen mit den Medien. „Es ist ein Bedürfnis da, etwas kreativ zu gestalten“, sagt der Leiter des Instituts für Kunstpsychologie in Celle. Das Malen sei ein kreativer Prozess, der innere Spannungen abbauen könne und sich positiv auf die Synapsen im Gehirn auswirke. Gerade angesichts der zunehmenden Digitalisierung sei das wichtig. „Es ist ein gesunder Mechanismus, dass uns die Reizüberflutung überfordert. Nicht umsonst ist der Markt voll von diesen Büchern.“

Der Trend sei jedoch nicht nur eine kurzfristige Flucht vor Smartphone und Computer, sondern stelle eine gezielte Gegenbewegung zur Digitalisierung dar: „Da nimmt jemand bewusst einen Stift in die Hand und fängt an, etwas auszumalen.“ Das sei etwas anderes, als „irgendwelche Zahlen einzugeben oder sich die ganze Zeit mit dem Smartphone zu beschäftigen“. Ein Ausgleich eben. Auf die Frage, wie er denn auf Berichte reagiere, die den Trend für Erwachsene als „lächerlich“ abtun, sagt Franzen: „Es ist wichtig, auf die Kindebene zurückzukommen und einfach mal loszulassen.“ Mal wieder Kind zu sein in dieser „reizüberfluteten Welt“, das begrüße er.

Malen sei dabei nicht nur ein Mittel, um zu entspannen und Alltagsstress abzubauen, auch schwierige oder traumatische Erfahrungen könnten damit verarbeitet werden. „Es geht dabei um das Denken in Bildern, Farben und Formen“, sagt der Psychologe. Gefühle wie Wut, Ärger, Trauer bekämen bestimmte Bilder und manifestierten sich in Zeichnungen. Wer ein Gefühl nicht verbalisieren könne, schaffe es vielleicht, sich durch das Malen auszudrücken. „Durch Farben wird es nach außen gebracht. Derjenige kann sich dann viel besser damit auseinandersetzen“, sagt Franzen. Das Malen schaffe eine Entlastung. Genauso wichtig sei es aber auch als Ausdruck von Freude. Durch die kreative Betätigung ließen sich innere Ressourcen aufbauen und aktivieren. Kreative Prozesse seien deshalb für den Menschen wichtig.

„Von allen Seiten bekommen wir Eindrücke und haben Anforderungen mit Zeitlimits“, sagt Psychotherapeut Michael Dieterich, Gründer der Deutschen Gesellschaft für Biblisch-Therapeutische Seelsorge (BTS). Alles müsse immer „ruckzuck“ gehen. Es sei deshalb keine Überraschung, dass die Menschen „gestresst und verspannt“ seien und sich Gegenbewegungen wie der Malbuch-Trend formten.

Wichtig sei es, die Stressfaktoren, die für die Verspannung verantwortlich seien, auszuschalten. Dabei könne ein kreativer Prozess wie das Malen helfen. Aber auch Spaziergänge oder Sport seien dafür geeignet. „Mir als Psychologen ist es egal, was die Menschen tun, um zur Entspannung zu kommen. Man soll aber nicht drüber lächeln, wenn einige auch Malbücher dazu nehmen“, sagt Dieterich. Beim Malen werde die ganze Aufmerksamkeit auf einen Punkt gerichtet. „Unsere Sinnesorgane blenden anderes mehr oder weniger aus.“ Das helfe, um von der Umwelt abschalten zu können.

„Das Schönste kommt erst noch“

Damit die oft durch digitale Mittel verursachte Verspannung gar nicht erst Überhand gewinnt, raten Dieterich und Franzen zu einem gesunden Umgang mit Smartphone und Computer. Franzen rät, Auszeiten zu „trainieren“ und zum Beispiel an einem Tag in der Woche auf Handy oder E-Mails zu verzichten. Besonders Eltern sollten darauf achten, dass nicht schon Kinder in eine Abhängigkeit von den Medien gerieten.

Aus seiner Sicht als biblisch-therapeutischer Seelsorger hat Dieterich einen besonderen Rat: Als Christ habe man keine Veranlassung, den Dingen nachzujagen. „Das Schönste kommt erst noch“, sagt er. Christen hätten eine „ungeheure Hoffnung“, dass das Leben auf dieser Welt nicht das einzige sei. Deshalb dürfe „das Ziel nicht nur ein Irdisches sein“. Der Psychotherapeut ist überzeugt, dass unter anderem diese Einstellung zu einem Leben mit weniger Stress verhilft. Darüber hinaus rät er Ähnliches wie Franzen: Die Möglichkeiten, die die Digitalisierung bietet, findet Dieterich zwar „wunderbar“, man dürfe die Dinge „aber nicht über sich herrschen lassen“.

Auch ich habe bei meinem Selbstversuch gemerkt, dass es gut tut, Computer und Smartphone für einige Zeit mal außen vor zu lassen. Die Kaffeetasse ist mittlerweile leer und mein Eichhörnchen erstrahlt nun in Grün und Gelb mit einer Prise Schwarz. Ich bin zufrieden mit meinen Werk und finde es fast schade, dass es nun fertig ist. Es wird sicher nicht bei einem Sonntagnachmittag bleiben, den ich dem „Zauberwald“-Postkartenbuch widme. Und dann gibt es ja auch noch den „Geheimen Garten“... Dann aber als Malbuch, denn schließlich lassen sich die fertigen Bilder auch wunderbar in der Wohnung aufhängen.

prost!

Auf ein Getränk mit Miss Germany

Lena Bröder möchte gerne einmal Papst Franziskus treffen und bezeichnet den christlichen Glauben als ihr Fundament im Leben

Foto: missgermany.de / Filipe Ribeiro

Lena Bröder ist die neue Miss Germany. Mit der 26-Jährigen sitzt erstmals eine Religionslehrerin auf dem Schönheitsthron. Früher war sie Pfadfinderin und Sternsingerin. | DIE FRAGEN STELLTE MARTINA SCHUBERT

pro: Frau Bröder, was wollen Sie trinken?

Lena Bröder: Ich nehme einen Kaffee mit Milch und ein ganz kleines bisschen Zucker.

Benötigen Sie den Kaffee, um wach zu werden?

Ich trinke gerne etwas Warmes, morgens läuft nicht viel ohne meinen Kaffee, da geht mein Motor nicht richtig an. Kaffee ist ein bisschen mein Lebenselixier.

Sie sind Lehrerin für Katholische Religion. Wie versuchen Sie, Ihren Schülern religiöse Inhalte näher zu bringen?

In der heutigen Zeit ist es generell schwierig, Schülern überhaupt noch Inhalte – gerade auch christlicher, religiöser Basis – näher zu bringen. Über Ostern, Weihnachten, Pfingsten ist oft kein Wissen da. Sie erfahren das vom Elternhaus nicht mehr so, wie ich das damals mitbekommen habe. Für mich ist es ganz wichtig, den Schülern Wege zu öffnen und zu zeigen, was Religion, was das Christentum bedeutet. Die Schüler im Religionsunterricht sind getauft, viele wissen nicht, warum. Ich möchte zumindest die Frage aufgreifen und klären: Warum haben mich meine Eltern getauft?

Sind Ihre Eltern mit Ihnen immer in die Kirche gegangen?

Ja. Ich war in einem katholischen Kindergarten. Ich habe als Kind schon Gottesdienste mit vorbereitet, Erntedankgottesdienste, Krippenspiel, das gehörte immer mit dazu. Später gab es Pfadfinder-Fahrten, Gemeindefeste – ich war damit viel in Kontakt.

Was haben Sie bei den Pfadfindern gelernt, was Ihnen heute noch hilft?

Zum einen durch meine familiären Umstände – ich habe noch drei Schwestern – sowie durch die Pfadfinder und Sternsinger gibt es einen wichtigen Punkt, den ich auch versuche, den Schülern zu vermitteln: Das ist die Fähigkeit, in einem Team zu arbeiten. Meinen Schülern sage ich immer: Wenn ihr das nicht schafft, kommt ihr nicht durch das Leben.

> „Ich würde keine Schönheits-OP machen lassen. Mein Aussehen ist so gewollt.“

Was sagen Ihre Schüler dazu, dass ihre Lehrerin an Schönheitswettbewerben teilnimmt?

Dazu gab es ein ganz tolles Feedback und es ist von allen Seiten befürwortet worden. Die Schüler sind einfach stolz, das merke ich. Anfang März war ich nochmal an der Schule und habe mich von meiner letzten Gruppe verabschiedet. Da gab es teilweise auch traurige Gesichter. Als Miss Germany steige ich ein Jahr aus der Schule aus. Und in der Zeit werden sich die Schüler verändern und weiterentwickeln. Ich freue mich jetzt schon wieder darauf, zurückzukehren. Ich werde meine Schüler vermissen und ich gehe davon aus, dass sie mich auch vermissen werden.

Was bedeutet für Sie Schönheit?

Schönheit ist ein Begriff, der im Auge des Betrachters liegt. Ein Mensch ist für mich nicht nur äußerlich schön, sondern überzeugt auch durch innere Schönheit, durch Persönlichkeit, durch Selbstbewusstsein, durch sein Charisma. Letztendlich kam es darauf auch bei der Miss-Germany-Wahl an. Das ist kein Wettbewerb, wo es nur um das Aussehen geht, sondern auch darum, wie die Frauen auftreten und sind, ob sie sich selber treu bleiben oder sich verstellen.

Haben Sie in der Bibel Inspirationen zum Thema Schönheit gefunden?

In der Bibel werden Frauenbilder beschrieben, aber da habe ich keine Inspiration herausgenommen. Nicht nur aus der Bibel, sondern generell aus meinem Glauben nehme ich, dass ich zu mir stehe und mich so akzeptiere, wie Gott das wollte und ich geschaffen worden bin. Auch wenn der Schönheitschirurg Jürgen Mang in der Jury der Miss-Germany-Wahl sitzt und sagt, meine Nase ist ein bisschen lang, das linke Ohr könnte angelegt werden, würde ich da nie drangehen. Es hat einen Grund, warum ich so aussehe, das ist so gewollt.

Warum wollten Sie Miss Germany werden?

Ich habe daran viel Spaß. Ich bin mir zudem bewusst, dass ich mit diesem Titel auf viele Missstände und auch gute Zwecke aufmerksam machen kann. Wir wollen einige Verbände und Vereine unterstützen, zum Beispiel eine Initiative für herzkranke Kinder und das Kinderhilfswerk der UN. Ich freue mich darauf, dass ich jetzt zeigen kann, dass eine Schönheitskönigin nicht dumm ist.

Herzlichen Dank für das Gespräch.

Wenn Muttersein nicht glücklich macht

Nicht jede Mutter ist glücklich damit, Mutter zu sein. Das liegt meist weniger am Kind, als an hohen Erwartungen, die die Gesellschaft an Mütter stellt und diese an sich selbst haben. |
VON MIRJAM PETERMANN

Sie fügen meinem Leben eine Dimension zu, die es sonst so gar nicht gäbe. Aber wenn ich in der Zeit zurückgehen könnte, ohne Schuldgefühle und all diese Ketten, die Kinder nun mal eben bedeuten? Dann würde ich diesen Weg nicht mehr einschlagen", antwortet eine zweifache Mutter auf die Frage, ob sie ihre Mutterschaft bereue. Die israelische Soziologin Orna Donath hatte sie und 22 weitere Frauen im Alter zwischen 26 und 73 Jahren für eine qualitative Studie befragt, in der es um Frauen geht, die es bereuen, Mutter geworden zu sein. Frauen, die so empfinden, seien in den Augen der Gesellschaft eine Unmöglichkeit, so die Wissenschaftlerin. Der Grund dafür liege ihrer Ansicht nach darin, dass Mutterschaft ein „kulturelles und historisches Konstrukt" sei, das bis hin zu „mythischen Vorstellungen von der Mutter" reiche. Aber wie in jedem Lebensbereich der Wunsch entstehen kann, etwas rückgängig zu machen, könne es auch das Muttersein betreffen. Donath bezeichnet die Reue von Müttern deshalb als „Alarmglocke" für eine Gesellschaft: Darüber müsse geredet werden. Die Ergebnisse ihrer Studie erschienen nun auf Deutsch in ihrem Buch „#Regretting Motherhood. Wenn Mütter bereuen".

Schon die erste Veröffentlichung der Untersuchung im Frühjahr 2015 zeigte, dass die Meinungen zum Thema weit auseinander gehen. Unter dem Stichwort #RegrettingMotherhood entbrannte in den sozialen Medien eine heftige Debatte – vor allem in Deutschland. Frauen, die genau so empfanden, waren erleichtert, endlich ein Sprachrohr gefunden zu haben. Andererseits wurden die bereuenden Mütter als egoistisch und unmoralisch beleidigt und verurteilt. „Die lebhafte Debatte in Deutschland über das Thema Reue bezog sich hauptsächlich auf das Konzept ‚perfekte Mutter' versus ‚Rabenmutter'", konstatiert Donath.

Foto: Fotolia/S.Kobold

Als Israelin widmete sie sich primär ihrem Heimatland, in dem eine Frau durchschnittlich drei Kinder zur Welt bringt. Aber sie sagt: „Welches Land ich auch betrachtete, das Bild blieb immer dasselbe: Frauen gebären, ziehen ihre Kinder groß, nehmen die ungeheuren Mühen der Mutterschaft auf sich, aber dass sie diese bereuen könnten, kommt kaum jemals zur Sprache."

Nicht jede Frau muss Mutter sein

Dass sich in der Gesellschaft der Blick auf das Muttersein ändert, wünscht sich auch Sarah Fischer. Sie erzählt ihre Geschichte im Buch „Die Mutterglücklüge". Denn auch sie findet: „Mein Leben ohne Kind war leichter, schöner, freier." Vor drei Jahren wurde die Vortragsreferentin und Mongolei-Expertin für Film- und Fernsehproduktionen Mutter. Doch wie sie im Untertitel des Buches sagt, wäre sie lieber Vater geworden, womit sie kritisch auf gängige Rollenmuster anspielt – denn ihr Mann hatte weiterhin einen sicheren Job, sein Leben „und als Bonus eine Tochter, mit der er seine Freizeit gern verbrachte". Dass es die 43-Jährige bereut, Mutter geworden zu sein, ändert aber nichts an der Tatsache, dass sie ihr Kind liebt: „Ich möchte alles dafür tun, dass mein Kind glücklich wird. Aber inzwischen ist mir bewusst, dass ich dabei womöglich über die Klinge springe."

Frauen, die ihre Mutterschaft bereuen, sprechen in Donaths Studie auch vom Verlust des Ichs, sagen, sie würden „verschwinden", „verblassen". In dieser Metapher zeigt sich für Donath der Unterschied zur gesellschaftlich weithin etablierten

Sichtweise: Demnach würden gerade die Frauen als „unvollständig“ bezeichnet, die keine Kinder haben. Es sei ein ernstzunehmendes Problem, dass diese Frauen und auch Männer per se im Verdacht stünden, Egoisten zu sein, und dem vermeintlichen Fortpflanzungsauftrag nicht nachkämen. Diese Haltung reduziere den Einzelnen auf seine „Nützlichkeit“ für die Gesellschaft. Die Gründe für bewusste Kinderlosigkeit seien unterschiedlich und individuell, dennoch stünden vor allem Frauen ohne Nachwuchs permanent unter Rechtfertigungsdruck.

Donath sieht daher die Gesellschaft als Ganze in der Pflicht. Sie sei „nicht nur dazu aufgerufen, es den Müttern leichter zu machen“, sondern auch die „Fortpflanzungspolitik und ihre Haltung zur Verpflichtung von Frauen, Mutter zu werden“ zu überdenken. Immer wieder wettert sie dagegen, dass ein gesellschaftliches Idealbild vom Mutterglück nur suggeriert werde, damit Frauen Kinder bekommen.

In der Bibel wird Kinderlosigkeit vor dem Hintergrund der damaligen gesellschaftlichen Gegebenheiten als existenzielle Bedrohung und Makel empfunden. Das zeigt beispielsweise die Geschichte von Lea und ihrer jüngeren Schwester Rahel: Diese neidet der älteren ihre sieben Kinder, während sie selbst lange Zeit keine und später nur zwei bekommt. In dem hebräischen Wort für „kinderlos“ (’ariri) klingt das Wort „’arar“ an, das „sich entblößen“ oder „bloßlegen“ bedeutet. Deshalb kann es auch mit „kinderbloß“ übersetzt werden: Bildhaft gesprochen ist ein Mensch ohne Kinder deshalb entblößt und nackt. Dennoch ist es auch aus biblischer Sicht keine Selbstverständlichkeit, Kinder zu bekommen. Neben medizinischen Gründen dürfen wir auch glauben, dass Gott manchen Frauen den Wunsch ins Herz gibt, keine Mutter werden zu wollen. Etwa, weil er mit ihnen anderes vorhat: „Denn einige sind von Geburt an zur Ehe unfähig; andere sind von Menschen zur Ehe unfähig gemacht; und wieder andere haben sich selbst zur Ehe unfähig gemacht um des Himmelreichs willen. Wer es fassen kann, der fasse es!“ (Matthäus 19,12). Mit dem Verzicht auf die Ehe, verzichtete man damals in der Regel auch auf Kinder. Diakonissen und Nonnen sind die am nächsten liegenden Beispiele unserer Zeit. Aber auch von Moses Schwester Mirjam oder der Richterin und Prophetin Debora ist nicht bekannt, dass sie Kinder hatten.

Mütter unter Druck

Umfangreich äußern sich Sarah Fischer und Orna Donaths Studienteilnehmerinnen zu den Gründen, weswegen sie ihre Mutterschaft bereuen: die gesellschaftliche Erwartungshaltung, wie man als Mutter zu sein hat, das Gefühl, in dieser Rolle unter Beobachtung zu stehen; aber auch fehlende Betreuungsmöglichkeiten, kaputte Partnerschaften und Probleme im persönlichen Umfeld beispielsweise. Oft klingen die Belastungen an, die das Leben mit Kind mit sich bringt. Für die meisten der befragten Frauen würden geänderte Umstände jedoch nicht zwangsläufig die Reue mindern.

Dass Muttersein glücklich machen und erfüllend sein müsse, ist ein Vorurteil, das Mütter gewaltig unter Druck setzen kann. Zwischen der Mutter, die dies aus Leidenschaft ist, und der, die es bereut, eine zu sein, gibt es viele Facetten des mütterlichen Erlebens. Es ist eine Sache, zu sagen „Ich bereue die Mutterschaft“; eine andere ist es, gegen das aufzustehen, was das Muttersein wirklich erschwert. Dazu gehört beispielsweise der Erwartungsdruck, das Überangebot frühkindlicher Förderung zu nutzen: Schwangerschaftsyoga, Babyschwimmen und musikalische Früherziehung. Die richtige Auswahl zu treffen oder die Gelassenheit aufzubringen, sich dem völlig zu entziehen, weil Kinder auch ohne spezielle Kurse groß werden können, damit tun sich viele Mütter schwer. In einem Online-Forum beschreibt eine Mutter das Problem treffend: „Ich erlebe es auch bei mir oft, dass ich nach einer 50-Stunden-Woche noch einen Kuchen für die Kita backe, tolle Event-Geburtstage organisiere, ... die Kinder von A nach B bringe. All das gab es früher nicht. Es wäre ja schon geholfen, wenn das Mittelmaß auch genug wäre. ... Früher taten es Spielen und Vorlesen. Kindergeburtstag ging auch mit Topfschlagen und gekauftem Kuchen.“ Die Frau beschreibt auch den elementaren Unterschied zu Männern: „Mein Mann würde sich den Druck nie machen. ... Väter sind da nicht so unter Beobachtung.“

Die israelische Soziologin Orna Donath hat mit ihrer Studie über bereuende Mütter vor allem in Deutschland eine heiße Diskussion ausgelöst

Foto: pro/Norbert Schäfer

Sarah Fischer kritisiert vor allem den Druck, den sich Mütter untereinander machen: „Die Rund-um-die-Uhr-Mütter gegen die berufstätigen Mütter, die Teilzeit- gegen die Vollzeit-Mütter, die verheirateten gegen die geschiedenen und gegen die alleinerziehenden, die reichen gegen die armen, die Mehrfachkind- gegen die Einzelkindmütter, die Bio- gegen die Discountermütter ...“ Zu Recht fragt sie: „Warum gegeneinander, statt miteinander?“, und erklärt sich das Verhalten vieler Frauen als „Resultat ihrer Überforderung und des damit einhergehenden Frusts“.

Frust erzeugt auch der Druck, den sich Mütter selbst machen. Indem Kinder ein fester Bestandteil der eigenen Karriereplanung sind, werden die Ansprüche, die Mütter an sich selbst und ihre Kinder stellen, immer höher. Wie Ausbildung, Beruf und Partnerwahl soll auch das „Projekt Kind“ zum erfolgreichen Abschluss kommen. Donath plädiert deshalb dafür, eine Kosten-Nutzen-Rechnung für das Leben und die Mutterschaft aufzustellen. Ohne eine solche „bleiben Mütter zu Hause womöglich von ihrem Selbst getrennt“. Eine sehr realitätsferne Argumentation, denn bei dieser Rechnung würde das Muttersein wohl immer den Kürzeren ziehen, denn niemand kann all die damit verbundenen Pflichten, Sorgen und Verbindlichkeiten leugnen. Zudem lassen sie sich im Voraus in ihrem gesamten Umfang ebenso wenig kalkulieren wie die bedingungslose Liebe, die Kinder ihren Müttern schenken. Einem Kind das Leben zu geben, ist etwas Großes und Besonderes, was Frauen leisten können. Sie können darin das große Mutterglück finden, es als ihre Lebensaufgabe ansehen und sich wünschen, nie wieder etwas anderes zu tun. Es muss aber nicht das einzige sein, was ihr Leben ausmacht: In der Mutterschaft nicht die alleinige Erfüllung zu finden oder auch keine Kinder haben zu wollen, ist genauso legitim.

Musik, Bücher und mehr

Aktuelle Veröffentlichungen, vorgestellt von der pro-Redaktion

„Warum Lila“ mit Debüt-Album

Mehr als 300 Konzerte, unter anderem auf Festivals mit Andreas Bourani und Tim Bendzko, und Gewinner des Deutschen Rock Preises 2013: In den vergangenen Jahren hat „Warum Lila“ einiges erreicht. Jetzt ist endlich auch das Debüt-Album der Gruppe erschienen. Darauf präsentieren die vier Jungs mit dem schrägen Bandnamen elf Songs im Indie-Rock-Pop-Stil. Manchmal nachdenklich und ruhig mit einem gewissen Anklang an den christlichen Glauben der Bandmitglieder, dann wieder rockig mit Gute-Laune-Potenzial stellen sich die Musiker die großen und kleinen Fragen des Lebens. Ihre erste Single „Luxusproblem“ veröffentlichte die Band bereits im vergangenen Oktober. Das Richtige für alle, die auf deutschen Rock-Pop abseits des Mainstreams stehen. | **SWANHILD ZACHARIAS**

Warum Lila: „Warum Lila“, ROBA Music Publishing, 15,99 Euro, ASIN B018N37VIO

Christlicher Poetry Slam aus der Dose

Für die einen ist Poetry Slam eine erfrischend neue Form der Poesie junger Menschen, für die anderen eine etwas gewollte Methode von Selbstdarstellern, ihren Gedanken eine Bühne zu geben. Die 18-jährige Jana Highholder aus Koblenz versucht sich an christlichem Poetry Slam und hält sich dabei an die soliden Grundregeln des Slammens: der typische Duktus, der stets zwischen Zögern und etwas Wut oszilliert, plus ein wenig Reim. Live auf der Bühne vorgetragen kann ein Slam poetische Energie ins Publikum versprühen, auf CD gepresst scheint er jede Energie zu verlieren. Mit Synthesizersound unterlegt wirken die etwas erwartbaren und leider etwas braven Reime von Jana Highholder eher wie ein Blick in das Tagebuch eines Teenagers. | **JÖRN SCHUMACHER**

Jana Highholder: „aufwärts. Poetry-Slam-Texte zwischen Himmel und Erde“, Gerth, 12,99 EUR, EAN 9783957341143

Aufstehen, Krone richten, weitergehen

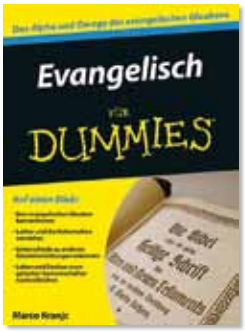
Hoffnung und Zuversicht leuchten in Texten und musikalischen Farben vom Album „Laufen lernen“ des Liedermachers Andi Weiss. Die zentrale Botschaft, die fast in allen Titeln aufscheint: Auch wenn du scheiterst, wenn es schwierig ist und du verzagen möchtest – richte deinen Blick nach vorn, „steh auf und geh deinen Weg“. Es liegt ein tiefes Vertrauen in den Texten, dass einer da ist, der die Kraft dazu gibt und das Ziel der Lebensreise ist – Gott, der sagt: „Ich bring dich durch den Sturm.“ Einige Lieder ähneln sich inhaltlich und auch musikalisch, etwas mehr Abwechslung hätte dem Album nicht geschadet. Aber: Es macht Mut und Freude, es zu hören. Weil jeder die Situation kennt, am Boden zu liegen und zu überlegen, ob man liegenbleibt oder weitergeht. Da kann es nicht schaden, auch mehrmals auf einer Platte zu hören: Es lohnt sich, immer wieder neu laufen zu lernen. Steh auf und lebe! | **JONATHAN STEINERT**

Andi Weiss: „Laufen lernen“, Gerth, 17,99 Euro, ISBN 4029856395531

Christlicher Qualitätspop auf Deutsch

„Ich will nie wieder mein‘ Kopf verliern, ich will nie wieder mein Herz riskiern“ – kaum einer schluchzt Gregor Meyles „Keine ist wie du“ so schön wie Björn Amadeus Kahl. Der junge Sänger vom Niederrhein singt und schreibt christliche und säkulare Lieder. Einem größeren Publikum wurde er bekannt, als er bei der Casting-Show „The Voice“ Zuschauer und Jury mit seiner prägnanten, klaren Stimme und deutschen Texten überzeugte. Wer sein aktuelles Album hört, wird kaum annehmen, dass dieser Mann erst Anfang 20 ist. Reif sind seine Texte, geerdet seine Arrangements, nachdenklich die Grundstimmung dieses großen, aus einer Musikerfamilie stammenden Talents. Fündig wird hier, wer auf der Suche nach unaufdringlichen christlichen Texten in deutscher Sprache und unangestrengter Musik ist. | **NICOLAI FRANZ**

Björn Amadeus: „Ich glaube, es gibt mehr“, Felsenfest Musikverlag, 12,95 Euro, ASIN B01962QXR6



Evangelisch für Dummies und Profis

Die protestantische Bewegung ist mit ihren verschiedenen Ausformungen für den Laien schwer überschaubar. Der Theologe Marco Kranjc erklärt in „Evangelisch für Dummies“ sowohl leicht verständlich als auch inhaltlich umfassend, was den Protestantismus ausmacht. Zunächst zeichnet er die Geschichte von Luther, der Reformation und ihren Erben bis in die heutige Zeit nach. Dabei erläutert Kranjc die Ursprünge vieler heute noch bestehender Gemeindeformen sowie wichtige Elemente eines evangelischen Gottesdienstes und des Glaubenslebens wie das Abendmahl und die Predigt. Zahlreiche Querverweise, Literaturtipps und Worterklärungen machen das Buch zu einem nützlichen und leicht verständlichen Nachschlagewerk. Dank des lockeren Schreibstils ist es besonders in den geschichtlichen Teilen unterhaltsam und spannend zu lesen. „Evangelisch für Dummies“ eignet sich für Kirchenlaien und überzeugte Christen gleichermaßen. | **JAN MICHA SOLMS**

Marco Kranjc: „Evangelisch für Dummies“, Weily-VCH, 329 Seiten, 16,99 Euro, ISBN 9783527709250

Von der Kraft der Liebe

Ihre Geschichte sorgte weltweit für Aufsehen: Die sudanesische Christin Meriam Ibrahim Ishaq erwartet im Gefängnis ein Kind und ein Todesurteil. Nach den Regeln der Scharia gilt sie als Muslimin, weil ihr Vater Muslim ist, ihre Ehe mit einem amerikanischen Christen stellt daher ein schweres Verbrechen dar. Etliche Politiker und Organisationen bekunden weltweit Solidarität, darunter auch die Menschenrechtsaktivistin Antonella Napoli. Diese schildert in dem Buch „Meriam – Mit der Kraft der Liebe gegen religiösen Fanatismus“ nun erstmals die Geschichte Meriams einschließlich ihrer Rettung und der Begegnung mit Papst Franziskus. Eindrücklich beschreibt Napoli die Siege und Rückschläge im Kampf für Meriams Freiheit. Da sie aus der Ich-Perspektive schreibt, wird besonders ihre eigene Rolle hervorgehoben. Der Titel ist etwas irreführend, da die Bekämpfung von Fanatismus nie als Meriams Absicht dargestellt wird. Angesichts der Fülle an Ereignissen erscheint das Buch mit 157 Seiten etwas zu kurz. | **JAN MICHA SOLMS**

Antonella Napoli: „Meriam – Mit der Kraft der Liebe gegen religiösen Fanatismus“, Camino, 160 Seiten, 18 Euro, ISBN 9783460500211

Riesen des Glaubens

Andrea Wegener erzählt in ihrem Buch „Entkommen aus dem Netz des Jägers“ eindrücklich die Geschichten verfolgter Christen im Irak. Vor Ort hat sie Geschichten von Flucht und Vertreibung zusammengetragen – auch unter Muslimen und Jesiden. Aber es sind auch häufig Rettungsgeschichten, in denen der Glaube in schwerer Zeit geholfen hat. So hat einem Ehepaar die Bibel buchstäblich das Leben rettet: Sie werden von einem Soldaten nicht erschossen, weil sie sich mit der Heiligen Schrift als Christen ausweisen können. Die Berichte spenden trotz der schwierigen Lebensverhältnisse dieser Menschen Hoffnung. Ihr christlicher Anker scheint durch Krieg, Hunger und Leid nur noch stärker im Grund befestigt worden zu sein. Die Autorin nennt ihre Protagonisten deshalb „Riesen des Glaubens“. Ein bewegendes, zum Nachdenken anregendes Buch, das den eigenen Blick auf die Welt schärft. | **MICHAEL MÜLLER**

Andrea Wegener: „Entkommen aus dem Netz des Jägers“, Francke, 158 Seiten, 12,95 Euro, ISBN 9783868275636

Sicher leiten in bewegten Zeiten

Die australische Gemeinde Hillsong gehört nicht zuletzt wegen der Lobpreismusik zu den größten Marken in der christlichen Szene. In dem Buch „Leben. Lieben. Leiten.“ beschreibt ihr Gründer Brian Houston, welche Glaubensprinzipien ihn durch herausfordernde und auch traurige Zeiten getragen haben. Ergreifend ist, wie Houston den schlimmsten Tag seines Lebens beschreibt – als er erfuhr, dass sein Vater, ebenfalls Pastor, Jahrzehnte zuvor minderjährige Jungen missbraucht hat. „Ich stand diese ganze Situation nur durch, weil ich wusste, dass Gott mit mir war“, erinnert er sich. „Ich musste mich auf seine Kraft verlassen, während ich mich in einer Tortur befand, die in persönlicher und beruflicher Hinsicht außerhalb meiner Vorstellungskraft lag.“ Das Buch trifft den richtigen Ton sowohl für Leiter mit Erfahrung als auch für junge Leute, die sich in der Gemeinde einbringen wollen. | **MORITZ BRECKNER**

Brian Houston: „Leben. Lieben. Leiten.“, Gerth, 320 Seiten, 16,99 Euro, ISBN 9783957340917

Anzeige

Das Christliche Medienmagazin pro berichtet über aktuelle Themen und Debatten. Es liefert Informationen und Argumente, die helfen, sich zu orientieren – und mitzureden.

Kostenlos bestellen unter (06441) 91 51 51 oder pro-medienmagazin.de

Für alle
Vorwärtsdenker

pro-medienmagazin.de

pro
Christliches Medienmagazin